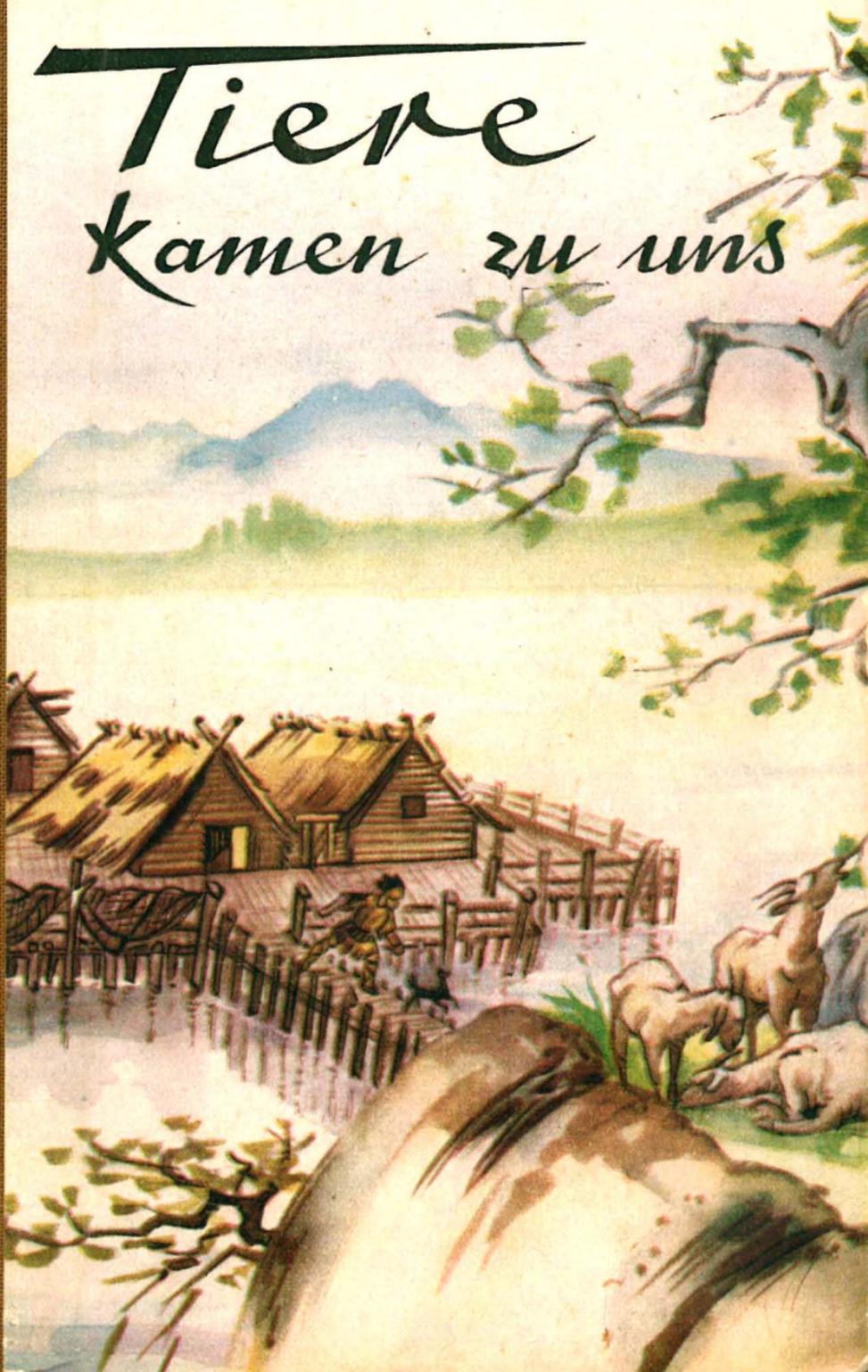


ALFRED LEHMANN

*Tiere
Kamen zu uns*





ALFRED LEHMANN
TIERE KAMEN ZU UNS

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“ BAND 24

ALFRED LEHMANN

Tiere kamen zu uns

Mit 16 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Lizenz-Nummer 359-425/10/53

1.-10. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1953 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig

Satz und Druck in Borgis Garamond-Antiqua von J. Bohn & Sohn,

Graphischer Betrieb, Leipzig III-18-177

Druck der Tafeln J. Schmidt, Markneukirchen

INHALT

Tiere kamen zu uns	7
Der Hund	11
Die Katze	16
Das Pferd	21
Der Esel	28
Die Rinder	33
Die Ziege	40
Das Schaf	44
Das Schwein	51
Das Kaninchen	57
Die Enten	62
Die Gänse	67
Das Huhn	72
Das Truthuhn	77
Das Ren	81
Die Kamele	86
Das Lama	92
Wir lernten kennen	96

Tiere kamen zu uns .

Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie das Leben auf der Erde wäre ohne Haustiere. Hundert Fragen drängten sich auf: Woher nähmen wir unsre Kleidung? Was würden wir essen? Wer lieferte uns Milch? Oder Honig? Müßten wir wohl jeden Tag auf die Jagd gehen und mühsam den Tieren nachstellen, deren Fleisch wir essen wollen? Was wäre, wenn dem Haus der treue Wächter, dem Blinden der sichere Begleiter fehlen würde? Wer trüge den Gebirgsvölkern die Lasten über unwegsame Höhen? Ein Leben ohne Haustiere — nein, das wäre allem Fortschritt und allen Errungenschaften der Technik, der Physik und der Chemie zum Trotz heute wohl nahezu unmöglich. Und doch hat es in grauer Vorzeit ohne Haustiere gehen müssen, bis erst einmal Mensch und Tier sich zueinanderfanden.

Man darf sich nicht vorstellen, die Zähmung sei von heute auf morgen geschehen. Nein, wir müssen mit jenen Jahrhunderten, ja Jahrtausenden rechnen, die in der Entwicklung unserer Erde wieder nur Bruchteile von Sekunden bedeuten! Die Tiere, mit denen sich etwa der Mensch der Steinzeit anfreundete, waren auch in ihrem Aussehen und ihrem Wesen den Haustieren von heute gar nicht immer sehr ähnlich; die Zähmung durch den Menschen — Domestikation nennen sie die Wissenschaftler — hat den Organismus oder die Gestalt des Tieres mehr oder weniger verändert, je nachdem, wieviel Jahrtausende oder Jahrhunderte seit den Zeiten verstrichen sind, in denen sich der Mensch mit ihm verband. Wenn aber Charles Darwin in seinem

Buche „Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ (1859) sagt: „Über den Ursprung der meisten unserer Haustiere wird man wohl immer im unklaren bleiben“, so hat er nicht recht behalten. Es sind noch keine hundert Jahre seit damals verstrichen; aber uralte Höhlen mit Felsenmalereien, die man in Frankreich und Spanien entdeckte, und manche Pfahlbauten in der Schweiz brachten Licht in die dunkle Vorzeit und gaben in vielen Fällen auch Aufschlüsse über die Vorfahren unserer Haustiere. Man lernte die Wanderstraßen kennen, auf denen der Mensch und mit ihm diejenigen Tiere, die er zur Aufgabe ihres Freilebens gezwungen hatte, gezogen waren. Mit Ausnahme der Katze waren es durchweg solche Tiere, die ohnehin gesellig und in Herden leben. Solange der Mensch noch auf der Kulturstufe des Jägers stand und nicht sesshaft war, wie in der sogenannten älteren Steinzeit, gab es in Europa kaum Haustiere im eigentlichen Sinn, also vom Menschen bewußt zu seinem Nutzen und seinem Zeitvertreib gezähmte Tiere. Aber nachdem am Ende der Eiszeit sich eine Menschen- und Kulturwelle vom Osten her in Europa ansiedelte, nachdem Pfahldörfer entstanden waren, gab es auch Ackerbau und Viehzucht, Viehzucht von jenem Vieh, das man aus Asien mitgebracht hatte.

Wie mag der Mensch bei der Zähmung der Tiere vorgegangen sein? Vermutlich hat er zufällig Jungtiere gefunden und diese mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe großgezogen. Nachdem er den besonderen Nutzen der Tiere erkannt hatte, hat er – so dürfen wir wenigstens annehmen – diese Tiere planmäßig gezüchtet, das heißt sie sich zur Verbesserung ihrer Leistungen vermehren lassen. Er wird immer die gesündesten und kräftigsten oder solche, die ihm nach Form und Aussehen besonders gefielen, ausgewählt und die andern

dann wieder in die Wildnis geschickt oder getötet haben. So wurden die Haustiere für den Zweck, für den sie der Mensch verwenden wollte, besonders geeignet: Schafe bedeckten sich mit besonders feiner oder dichter Wolle, Schweine setzten viel und gutes Fett an, Pferde wurden schnelle Läufer und geschickte Springer oder starke Zugtiere, Kühe gaben reichlich Milch. Haustiere aber, die dem Menschen wieder entliefen oder die er im Stich ließ, die er in die Wildnis zurückschickte, verwilderten wieder. Das können wir heute an bestimmten Ziegen auf Sardinien, an den sogenannten Pariahunden in den Städten Indiens und an verwilderten Schweinen auf Neuguinea feststellen. Der Beginn der Haustierhaltung war eine ganz große Leistung unserer ältesten Urahnen; es gehörte eine besondere Beobachtungsgabe dazu, herauszufinden, wozu das betreffende Tier sich am besten verwenden ließe. Vielleicht mußten auch schwere Lebensbedingungen dazukommen — Hunger etwa —, die im Menschen diese Erkenntnis heranreifen ließen. Unternehmungslust war ebenfalls nötig; denn der erste, der sich ein Tier hielt, konnte noch nicht wissen, ob und wie sein Versuch ausging. Mit der Haltung von Haustieren gewann man zugleich Opfertiere, die man den bösen Geistern und den zürnenden Gottheiten opfern konnte, um sie bei guter Laune zu erhalten. Gerade diese Beziehung zum Kult wird in letzter Zeit von den Gelehrten als Ursache für die erste Haustierhaltung besonders hervorgehoben.

Die Tiere veränderten sich im Laufe ihres Zusammenseins mit dem Menschen. Die Veränderungen mögen manchmal nur ganz gering erscheinen; zuweilen sind sie jedoch grundlegend. Denken wir nur an das Schaf, das in seiner Wildform ein ebenso vorsichtiges wie geschicktes Bergtier war, und dem nun in Gesellschaft des hütenden Menschen die

lebenserhaltenden Instinkte zurückgedrückt und gedämpft wurden, so daß es uns ängstlich und in der Gefahr nahezu hilflos erscheint. Hier hat also der Mensch die gesamte Veranlagung des Tieres umgebildet. Ebenso änderte sich oft die äußere Gestalt. Als Beispiel sei das Schwein hervorgehoben. In der Urform wühlte es seine Nahrung aus dem feuchten Waldboden heraus, dann aber, als zahmes Schwein, bekam es seine Nahrung vom Menschen in den höchst bequemen Trog geschüttet. Und was sehen wir nun? Der Kopf des wilden Schweines war viel spitzer, viel mehr auf das Wühlen eingestellt als der des zahmen Hausschweins. An andern unserer Hausgenossen sind entsprechende Erscheinungen festzustellen.

Tiere kamen zu uns — sie sind uns also vertraut, oder sie sollten es wenigstens sein. Ist es wirklich so? Oder gibt es nicht mancherlei über sie zu sagen, was uns nicht gleich geläufig ist?

Der Hund

Draußen ist ein Hundewetter, eine Hundekälte — man hört das so oft, wenn das Wetter schlecht ist und man es als recht häßlich und unfreundlich hinstellen will. Hat das eigentlich der Hund verdient, der doch das älteste Haustier des Menschen seit Jahrhunderten und sein treuer Begleiter in vielen Teilen der Welt ist? Ich sehe meinen Boxer an, der vor dem Schreibtisch liegt und herüberblinzelt — er hat keine Ahnung davon, daß sein Stammbaum bis in die Steinzeit zurückreicht. Maßgebend für die Bestimmung des Urahnen war das Gebiß des Hundes, das zweiundvierzig Zähne aufweist. Höchstwahrscheinlich gehen die wenigen Urformen des Hundes einerseits vom Schakal und andererseits vom Wolf aus, und so findet denn der Boxer auch immer gleich, wen er als Verwandten begrüßen darf, selbst wenn er, wie etwa des Nachbarn Pudel, ganz anders aussieht als er. Alle heutigen Hunderrassen entstammen einigen wenigen Stammformen und ihren Kreuzungen, aber wenn auch der Dackel sich bereits zur Römerzeit in den Städten der deutschen Provinzen nach einladenden Ecksteinen umsah, so muß man andererseits bezweifeln, daß Walter von der Vogelweide schon einen Mops hätte besingen können. So unterschiedlich sind die einzelnen Hunderassen ihrem Alter nach.

Wolf und Goldschakal stehen am Anfang der Hundetafel. Der Schäferhund sieht dem Wolf sehr ähnlich, und zuweilen wird er ja auch Wolfshund genannt. Demnach hat also der Mensch aus dem scheuen Wolf einen anhänglichen Wächter und Gehilfen der Polizei und aus dem Nachttier ein Tagtier

gezüchtet. Die Stimmen des Wolfs und des Schakals, ihr Geheul, hat der Mensch zu seinem Nutzen umgebildet, als er dem Hunde daraus das Bellen und besonders das Anschlagen und Lautgeben anerkennend. Allerdings hat der Hund noch „Wolfsmanieren“, wenn er etwa große Fleischbrocken gierig hinunterschlingt oder wenn er sich ein dutzendmal und mehr im Kreise dreht, bevor er sich hinlegt — sein Vorfahr mußte erst das Steppengras niedertreten, um sich eine Lagerstätte zu schaffen. Schakal und Wolf lassen sich nicht allzu schwer zähmen, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, im Spitz noch den Urahn Schakal zu erkennen. Die Ähnlichkeit liegt schon im Blick; man braucht sich den Spitz nur anzusehen, wenn er ein schlechtes Gewissen hat. So werden also Wolf und Schakal an der Spitze der Hundesippe stehen, und oben drein hat der Mensch das Seine getan, um besondere Formen heranzuzüchten — den Dachshund etwa, der mit seinem niedrigen und langen Körper in die Fuchsbaue kriechen soll. Schon zwischen den Menschen, die in den Pfahlbauten lebten, bellte ein kleiner Hund herum. Man bezeichnet ihn als „Torfspitz“, weil er unserm Spitz nicht unähnlich war. Sein Skelett, das man häufig in den Torfschichten der Pfahlbauten in Südeuropa und Südasien fand, erinnert sehr an das des Goldschakals. Wahrscheinlich hatten diese Hunde noch nicht ihr bestimmtes „Herrchen“, sondern sie lebten in den Siedlungen so wie heute noch die herrenlosen Hunde, die sogenannten Pariahunde, in Südosteuropa, in Nord- und Ostafrika und in Südasien. Das Zusammenleben hatte nämlich seine Vorteile — für den Menschen wie für den Hund. Der Hund fraß den weggeworfenen Unrat und reinigte damit die menschlichen Siedlungen. Und der Mensch? Der Mensch hatte bald erkannt, daß dieses Zusammenleben noch anderen Nutzen mit sich brachte: wurden es der Hunde zu viele,

so wurden einige gegessen, wie es in Nord- und Ostasien, in der Südsee besonders, in Afrika und in Nordamerika bei den Indianern der Fall war. Vielleicht war aber auch das Schlachten und Verzehren überhaupt der erste Anlaß für den Menschen, den Hund an sich zu gewöhnen.

Die älteste Form des Haushundes aber, die wir kennen, ist eine Dogge vom Ladoga-See, die schon vor sechs- bis sieben-tausend Jahren gelebt hat. Von ihr stammen die Schlittenhunde des hohen Nordens und die großen Hirtenhunde in den asiatischen Steppen ab.

Fast überall in der Welt gab es Hunde. Im alten Assyrien stieß man auf Steinreliefs großer Hunde aus alten Zeiten, in den Grabkammern Ägyptens sieht man Bilder von Hunden, und die Inka in Peru hielten sich Hunde, lange bevor die Europäer ihr Reich vernichteten. Der venezianische Reisende Marco Polo (1254 bis 1324) brachte nach Europa die erste Nachricht über große und schöne Hunde in Tibet. Mit ihrer Hilfe jagten die Tibeter Jaks, also wild lebende Rinder. Selbst ein unentwickeltes Volk wie die zwerghaften Wedda auf der Insel Ceylon lebte mit Hunden, die es von den Singhalesen erhalten hatte. Die Andamanesen allerdings und die Tasmanier kannten die Hunde ebensowenig wie die Urstämme von Südamerika. Bei den Botokuden in Patagonien war der Hund beliebt; da sie ihn mit dem portugiesischen Wort „cão“ nannten, werden sie wohl über die Portugiesen mit ihm bekannt geworden sein. Selbst die Buschmänner in Südafrika haben früher Hunde gehabt.

Über meines Boxers Fell gleitet ein Sonnenstrahl. Das braune Fell glänzt prächtig, fast wie Seide — ja, auch die Felle der Hunde lernte man in Asien und Nordamerika schätzen, weil sie im Handel gegen allerlei andere nützliche Dinge ausgetauscht werden konnten. Und wie wichtig war es, daß der

Hund anschlug, wenn Fremde sich näherten! Der vierbeinige Freund wurde zum Wächter und Warner.

Daß Menschen wie etwa der Eskimo und die Bewohner der polaren Zone überhaupt in diesen Breiten leben können, das verdanken sie eigentlich dem Hund, der ihre Schlitten über die weiten Schneefelder zieht, ohne im Schnee zu versinken. In Schnee und Eis, in Steppen und Urwäldern, überall kann sich der Hund, wenn er Nahrung erhält, wohlfühlen. Man hat gesagt, daß der Hund dem Menschen folge, weil er „treu“ sei, aber er folgt dem Menschen vor allem deswegen in alle Breiten, weil er sich seinem körperlichen Bau nach allen Zonen anpassen kann. Der Mensch nimmt ihn gern mit, denn der Hund hat den großen Vorzug der besseren Nase. Er wittert das zu jagende Wild viel eher als sein zweibeiniger Begleiter. Wegereiniger, Herdenwächter, Warner, Fell-Lieferant und Nahrungslieferant, Jagdgehilfe — das alles konnte der Hund werden, sobald man sich seiner annahm.

Der Hund mußte dafür manche seiner Lebensgewohnheiten aufgeben. Im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte verschoben sich Instinkte und Eigenschaften. Ursprünglich ist er ja ein Raubtier — man braucht nur das Gebiß eines Schäferhundes anzusehen, um zu wissen, was geschehen könnte, wenn er nicht so gut erzogen wäre. Der Hund kann sich nicht mit den Pfoten wehren wie Minka, unsre Katze, aber dafür kann er das Mauselloch aufscharren, das bringt nun wieder Minka nicht fertig. Der Wolf oder der Wildhund von einst sah im Menschen zunächst den Mitwolf, den Kumpan, den er sich dienstbar zu machen suchte. Als das mißlang, fügte er sich aus reinem Herdengehorsam. Der Mensch erzog ihn dann zu einer Art Herrenanhänglichkeit und fand die ihm dienlichen Eigenschaften des Tieres allmählich heraus und entwickelte sie weiter. So konnten die Hunde von

St. Bernhard, die Bernhardiner, nahezu zweitausendfünfhundert verunglückte Wanderer dem Tode entreißen, so konnten Schäferhunde im Polizei-, Eisenbahn- und Zolldienst bei der Verfolgung und Festnahme von Verbrechern helfen, so konnten Blindenhunde Tausenden sichere Führer im Gewühl der Großstadt werden. Wie oft hat es sich bei allen diesen Dingen um Nasenleistungen außergewöhnlichen Ausmaßes gehandelt, um Ergebnisse einer ausgezeichneten Dressurfähigkeit, die man nicht so leicht begreifen wird.

Der Boxer ist aufgewacht. Er steht auf, reckt und dehnt sich und sieht mich erwartungsvoll an. Iwan Turgeniew hat in seinen „Gedichten in Prosa“ einmal die Hundeaugen mit denen des Menschen verglichen — „es sind zwei gleichgeschaffene Augenpaare, die aufeinander gerichtet sind“. Aha, er will aufs Gäßchen gehen — und er will sehen, was seine Bekannten machen: der Zwergspitz, der Skye-Terrier und die anderen „Schoßhunde“, wie der Malteser, dessen ursprüngliche Heimat in Cuba und Manila liegt. Er will dem Dackel begegnen, der einst für die Jagd auf Füchse und Dachse eigens gezüchtet wurde, und er freut sich auf den Spaniel, der in England aus dem mittelalterlichen Wachtelhund gezogen wurde. Auch die vielen Foxterrier der Umgebung sieht er gern — es sind Verwandte, die in England zur Vertilgung von Ratten gehalten wurden, drahthaarige oder kurzhaarige, wie es im Geschmack der Hundehalter liegt. Eine Deutsche Dogge trifft er ganz selten, und den Pudel — seine Art entstand vor Jahrhunderten aus einer Kreuzung des zottelhaarigen Schäferhundes mit einer Bracke — kann er, vielleicht ob dessen Gelehrigkeit, nicht leiden. Aber jetzt wird er energisch; ich kenne das. Es ist nämlich nicht so, daß der Hund uns verstehen lernen müßte. Nein, es ist besser, wir suchen ihn zu verstehen . . .

Die Katze

Minka sitzt gern auf dem Rundfunkgerät, das auf dem Klavier steht, vielleicht, weil es dort gemütlich warm ist, vielleicht, weil ihr die Musik angenehmer in den Ohren klingt als die „Katzenmusik“ ihrer männlichen Artgenossen! Das glauben wir zwar nicht, aber der elegant federnde Sprung, mit dem sie diesen Platz lautlos einnimmt, hat etwas Selbstverständliches an sich. Mag sein, daß sie von da oben aus den besten Überblick über alles hat, was im Zimmer vorgeht. Denn Lauern gehört zu ihrem ureigensten Wesen. Sie ist nun einmal ein Raubtier, ein gezähmtes Raubtier, und während ihr großer Verwandter, der Löwe, im afrikanischen Busch den zur Tränke wechselnden Antilopen auflauert, hält sie im Bauernhof oder im Feld vor den Mauselöchern lautlos Wacht. Wenn sie sich wie liebebedürftig an uns schmiegt, wenn ihr Blick wie absichtslos an uns vorbeigleitet, wenn wir ihr ganz plötzlich, mitten im Spiel, vollkommen gleichgültig scheinen und sie uns den Rücken kehrt, dann gehört das durchaus zu Minkas vornehmer Art.

Manches, was die Leute sich von ihr erzählen, stimmt gar nicht. Die „sprichwörtliche“ Feindschaft zwischen Hund und Katze muß nicht sein. Natürlich kann man den Hund, der ursprünglich ein Hetzräuber ist, zur Katzenfeindschaft erziehen, und die Katze, ihrerseits ein Schleichräuber, wird sich ihrer Haut zu wehren wissen, aber es gibt auch treue Freund-

Die Tafel zeigt: Deutscher Schäferhund





schaft zwischen den beiden Haustieren, den einzigen Räubern, die sich der Mensch zu treuen Freunden machen konnte. Es trifft auch nicht zu, daß, wie man so schön sagt, „die Katze immer wieder auf die Beine fällt“. Gewiß, die Katze besitzt auch den sogenannten Umdreh-Reflex, den viele Tiere haben, aber leider versagt er sehr oft. Und weiter: Ist die Katze „falsch“, wie ihr so oft nachgesagt wird? Sie ist ein Raubtier — damit müssen wir uns abfinden! Sie ist auch oft genug von Menschen getäuscht und geärgert worden und wird es leider immer wieder. Sie ist kein geduldiges Lamm, sondern eben ein kleiner Löwe! Löwen, auch kleinen gegenüber, ist Vorsicht am Platze, und wer Mäuse fangen soll, darf nicht verzärtelt werden. Ist die Katze deshalb, weil sie ihre natürlichen Eigenschaften bewahrte, falsch? Was heißt denn „falsch“? Darf man diese bei Menschen wenig schöne Eigenschaft auf Tiere überhaupt anwenden? Doch wohl nicht . . . Tiere leben nach ihren eigenen Gesetzen, und die moderne Tierpsychologie verwahrt sich dagegen, sie zu vermenschlichen.

„Schmeichelkatze, Naschkatze“ — stimmt das eigentlich? Minka ist verspielt, aber nur, wenn sie will. Und naschen würde mancher Hund genau so gern, könnte er so elegant auf Tische und Schränke springen, wo die appetitlichen Dinge stehen.

Es ist schon viertausendfünfhundert Jahre her, da wurde die Katze in Ägypten verehrt — man hat sogar Katzenmumien aus dieser Zeit gefunden. Damals freilich lebte sie dort noch wild, und fünfhundert Jahre mußten erst noch vergehen, bis man sie einfing, um sie zum Haustier zu zähmen. Daß sie ein

Die Tafel zeigt: Hauskatze, Marmorrasse

Haustier geworden war, beweisen spätere ägyptische Bilder, auf denen sie ein Halsband trägt. Sie galt als ein guter Geist im Hause, und man hielt sie deshalb für heilig. Man durfte sie nicht töten. Wenn die Hauskatze starb, legte die ganze Familie Trauer an. Die Göttin Bast stellte man mit einem Katzenkopf dar. Vielleicht die eigenartigste Tatsache aber ist, daß die Katze volle zweitausend Jahre lang ein Haustier nur der Ägypter und keines anderen Volkes, auch nicht eines benachbarten, war, bevor sie ihren Zug in die Welt antrat. In der Bibel und in den großen indischen Epen erscheint sie noch nicht, und europäischen Boden hat sie erst einige Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung betreten. In Ostsibirien ist sie sogar erst seit dem neunzehnten Jahrhundert bekannt. Heute freilich kann man sich kaum noch ein Land vorstellen, in dem sie nicht zu Hause wäre — nur dem Eskimo und den andern Bewohnern kalter Zonen ist sie fremd. Für Nomadenvölker war sie wenig geeignet, denn sie geht gern ihre eigenen Wege. Man kann das immer wieder feststellen, wenn man mit Katzen umziehen will. Die Hauskatze hängt fast mehr am Hause als an seinen Bewohnern. Während bei dem bald zehntausend Jahre alten Haushund die Abstammung nicht völlig zu durchschauen ist, ist es bei der Hauskatze, die in Europa noch keine zweitausend Jahre bekannt ist, anders. Zweifellos stammt sie von der ägyptischen, der Falbkatze, ab. Diese hat sich mit der nordischen Wildkatze gekreuzt, die noch zur Zeit des Nibelungenliedes verbreitet in den deutschen Wäldern lebte. Reine Rassen der Katzen sehen wir heute wenig, aber das liegt wohl daran, daß es nicht so einfach ist, auf die herumstreifenden Tiere des Nachts aufzupassen. Einige heben sich aber doch deutlich heraus. Die Angorakatzen prunken mit ihrem seidig glänzenden, langhaarigen Fell. Sie wurden von Pietro della Valle

im Jahre 1521 aus Kleinasien nach Italien gebracht. Die Siam-Katzen haben oft nur einen kurzen Stummelschwanz; ihre Augen sind enzianblau. Übrigens sind alle Katzenaugen zunächst blau, werden dann aber gelblich-grünlich, und das Sonnenlicht kann ihnen wenig anhaben.

Minka schnurrt behaglich. In diesem Schnurren liegt allerlei: ein Schmeicheln, ein Zufriedensein, ein Wünschen. Wir dürfen zwar niemals den tierischen Äußerungen allzu menschliche Deutung unterschieben, aber bei Minka liegt schon eine gewisse Liebkosung vor, wenn sie schnurrt. Zugleich verbindet sie damit vielleicht ein wohliges Reiben ihres Körpers an unserem Fuß oder ein zufriedenes Sichwälzen. Das Schnurren kommt dadurch zustande, daß sie beim Ein- und beim Ausatmen die Luft bei stark verengter Stimmritze des Kehlkopfes abwechselnd einzieht und ausstößt. Dabei zittert der Kehlkopf bis zur Luftröhre hinunter. Man hat jedoch noch nicht herausgefunden, was bei der Katze eigentlich genau den Lautcharakter des Schnurrens bestimmt.

Minkas Schnurrhaare sind ausgezeichnete Tastwerkzeuge, während ihr Geruchsvermögen nicht sehr gut ist. Besonders scharf sind ihre Augen, die auch in der Dämmerung und in der Nacht gut sehen. Das liegt an der besonderen Erweiterungsfähigkeit der Pupillen, die bei Tage nur schmale, senkrechte Schlitze sind. Fein ist auch das Gehör. Und was für eine Begabung entwickelt Minka beim Mäusefang! Man hat beobachtet, daß eine Katze innerhalb von vierundzwanzig Stunden zweiundzwanzig Mäuse, darunter nur elf junge, gefangen und gefressen hat. Das läßt sich hören, und deshalb ist die Katze, wenn sie vernünftig gehalten wird, ein sehr nützliches Haustier! Freilich, auf die Bäume klettern und jungen Singvögeln nachstellen, das darf sie nicht. Aber wie soll das die Katze wissen? Also heißt's, die Bäume im Garten

gut mit Dornen umwickeln und in den Feldern und Parks Heckenrosen und Schlehenbüsche pflanzen, da sind die Nester geschützt.

Minka neigt zu possierlichem Spiel; aber auch einer Balgerei, einer echten Katzbalgerei, ist sie namentlich nachts nicht abhold. Dann zieht sie den schönsten Katzenbuckel und faucht und jault, daß man denken möchte, der Teufel sei losgelassen! Und dabei geschieht der ganze Krawall oft nur aus lauter Liebe! Vom Katzenbuckel hat man gesagt, daß sich die Katze damit ein gewichtigeres und gefährlicheres Ansehen geben wollte. Aber das stimmt nicht ganz. Denn Minka schützt durch den Buckel vielmehr ihren Nacken, der ihre schwache Stelle ist. Mutig stellt sie sich zum Kampf, wenn es sein muß. Wasserscheu ist sie jedoch. Das hat aber nichts mit ihrem Mut zu tun, sondern liegt daran, daß ihr Fell das Wasser nicht gut abzustößen vermag.

Es gibt viele Redensarten um die Katze. Sei es, daß einer um eine schwierige Sache herumgeht wie die Katze, die sich nicht die Zunge verbrennen will, „um den heißen Brei“; sei es aber auch, daß etwas „für die Katz“ ist, dann sei es, meint man nämlich, vergeblich oder habe nicht viel Sinn — die Katze fresse doch nur den Unrat, der herumliege! Das tut sie allerdings in Wirklichkeit nicht, sondern sie prüft vorher genau, ob sich der Bissen lohnt. Wenn jemand „katzbuckelt“, dann ist er so demütig und ehrerbietig, daß es würdelos ist. Und dann wäre da schließlich noch die Sache mit der „Katze, die man nicht im Sack kaufen“ will. Eulenspiegel, der Schelm, hatte einmal eine lebendige Katze in einen Hasenbalg eingenäht und diese als Hasen an einen Kürschner verkauft. Darum ist es schon besser, man prüft eine Sache, ehe es zu spät ist, und sieht sie sich erst einmal an, ehe man sie eingewickelt kauft. Sonst wird man nämlich selber „eingewickelt“ . . .

Das Pferd

Es war an einem glühendheißen Vormittag, als ich über die weiten Koppeln des ungarischen Gestüts Bábolna schritt, nachdem ich gerade in den Ställen die berühmten weißen Lippizaner Hengste gemustert hatte, jene edlen arabischen Vollblut-Pferde, prachtvolle Tiere, wie wir sie zuweilen auch im Zirkus bewundern. Neben meiner Frau und mir ging ein Aufscher. Kaum hatten die Pferde ihn gesehen, kamen sie in vollem Tempo herangaloppiert. Es dauerte keine Minute, und wir standen in einem dichten Rudel von Hunderten schnaubender und prustender Stuten und Fohlen, die uns umdrängten und in die Taschen schnupperten. Es war ein herrliches Bild, diese edlen Tiere sich in voller Freiheit bewegen zu sehen. Die Anmut ihrer Bewegung, die stolze Haltung der rassigen Köpfe, die Leichtigkeit der Schritte, der ungezwungene Schwung der Wendung — all das ließ verstehen, warum das Pferd von Reitern geehrt, von Dichtern besungen und von Malern, Zeichnern und Bildhauern so gern als Modell gewählt wird. Seit jenem Tage habe ich eine besondere Vorliebe für Pferde. Aber richtig kennen lernt sie erst, wer auf ihrem Rücken das „Glück der Erde“, wie es im Spruch Friedrich von Bodenstedts heißt, genießt. Freilich nicht der, der „auf hohem Pferde“ sitzt, ist gleich der beste Reiter; denn so einer ist leicht überheblich und stolz und weiß nicht, was um ihn vorgeht — er sieht darüber hin.

Die leichtgebauten Pferderassen, vor allem die Araber und Berber, sind die eine Art, die wir kennen. Man bezeichnet sie, weil sie äußerst beweglich und temperamentvoll sind, als

Warm- oder Vollblut. Aber es gibt noch andere Pferde. Das sind jene massigen und ruhigen Tiere mit den starken, kräftigen Beinen und vor allem der breiten Hinterhand, Gäule, denen es ein leichtes ist, schwerbeladene Wagen zu ziehen. Diesen schweren Pferdeschlag nennt man Kaltblut. Aus den Kreuzungen der Vollbluthengste, die als Araberpferde im siebzehnten Jahrhundert nach England eingeführt wurden, mit Stuten der Landrassen sind die verschiedenen Gebrauchspferde, das sogenannte Halbblut, hervorgegangen. Dieses wiederum gehört teils dem leichten (Warmblut), teils dem schweren Schlag (Kaltblut) an.

Das Pferd ist spät Haustier der Menschen geworden, später als Hund und Schwein und Rind und Schaf. Aber es hat sehr bald eine große Rolle gespielt, ja die Dichter alter Zeiten setzten sich in ihren kühnen Gedanken auf das Dichterroß, den Pegasus, dessen Flügel sie in den Himmel der Phantasie tragen sollten. Das Pferd Alexanders des Großen, der Bukephalos, war so wild, daß keiner außer ihm es zähmen und reiten konnte. Im dreizehnten Jahrhundert v. u. Z. trat das Pferd in die Geschichte ein, und zwar vor dem Streitwagen, nicht als Reittier. Die Ilias erzählt davon. Inder und Skythen erscheinen dann auf dem Kriegszug zuerst im Sattel. Auf kleinen, zottigen Pferden ritten die Hunnen; auf schweren Rossen bestanden die Ritter die Turniere. In den Kriegen kämpften und litten die Pferde mutig und geduldig zugleich mit ihren Reitern. Und dann erschien der Motor, der Benzinmotor, der zwar den „Hafermotor“ ablöste, aber ihn nicht entbehrlich machte.

Die Leistung des Pferdes wurde sogar in der Wissenschaft verankert: Die Kraft, die fünfundsiebzig Kilogramm in einer Sekunde einen Meter hoch hebt, nannte James Watt eine Pferdestärke, ein PS, wobei er wohl an die Kraft des

Ackerpferdes dachte, und doch hat er es mit der Pferdestärke noch zu gut gemeint; ein Pferd kann die genannte Leistung kaum bewältigen.

Wann tauchte das Pferd auf? Woher ist es gekommen? Die Frage nach Alter und Herkunft ist bei fast allen Haustieren schwer zu beantworten oder sehr umstritten. Beim Pferd, das von dreihufigen Vorfahren abstammt, kann man der Stammesgeschichte nachgehen bis zurück an ihre Wurzeln, wenn auch die Abstammung der heutigen Rassen und das Alter der Domestikation nicht restlos geklärt sind. Möglicherweise ist Amerika der Ursprungsort der allerältesten Pferdevorfahren. In der Quartärzeit hat es in Amerika einhufige Pferde gegeben. Aber zu der Zeit, als die Europäer in den neuentdeckten Erdteil kamen, waren sie längst wieder verschwunden. Die Pferde, auf denen der nordamerikanische Indianer die Büffel in den Prärien jagte, und die wilden Pferde, die der südamerikanische Gaucho, der Viehhirt, mit dem Lasso einfängt und sich gefügig macht, diese langmähigen Pferde sind erst durch die Europäer wieder nach Amerika gebracht worden und dort aufs neue verwildert.

In der Höhle von Altamira in Nordspanien sieht man auf den eingeritzten und farbig ausgemalten Bildern von Tieren aus der Eiszeit auch das Pferd, und man hat auch eine Art Satteldecke auf ihm zu erkennen vermeint, aber hier dürfte es sich doch noch um wilde Pferde gehandelt haben, und die angeblichen Satteldecken sind nur spielerische Kritzeleien. Die Pfahlbaubewohner hatten wegen ihrer Siedlungsweise keine Verwendung für das Pferd. Als Haustier finden wir das Pferd jedenfalls zuerst in Asien. Zweitausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung verwendeten es die Inder. Um diese Zeit kannten es auch die Chinesen. Die Assyrer trieben lebhaftige Pferdezucht. In Europa ist es als Kulturbesitz des

Ostens bekanntgeworden. Neben dem gezähmten Pferd gab es aber in Mitteleuropa noch bis weit in das siebzehnte Jahrhundert hinein auch Wildpferde.

In alter Zeit war das Pferd auch Opfertier; Pferdeschädel schmückten die Opferhütten, und Pferdeköpfe aus Holz zierten, wohl in Erinnerung daran, in Niedersachsen die Häusergiebel. Pferdefleisch wurde gern gegessen; daß das Fleisch des saubersten Haustieres heute vielfach verschmätzt wird, geht auf das Christentum zurück.

Der Mensch wird sich seine ersten zahmen Pferde aus der Reihe der Wildpferde herausgeholt haben, vielleicht zuerst ein Fohlen, dessen Mutter er tötete, vielleicht ein verwundetes Tier, das liegen blieb und das er bei sich aufzog. Wir wissen nicht, wie das vor sich gegangen ist; wir können es nur vermuten. Sicher ist, daß das Pferd zuerst als Zug- und später als Reittier benutzt wurde. Und mit dem Reiten war es ja auch nicht so einfach; Tier und Mensch müssen sich erst aneinander gewöhnen. Auch heute noch muß jedes Pferd erst zugeritten werden, bevor es ein geeignetes Reittier abgibt.

Das Pferd ist ein Steppentier; sein Sprößling, das Fohlen, kann gleich nach der Geburt auf allen vieren stehen und mit der Herde davonestürmen, wenn der Feind naht. Auch das plötzliche Scheuen der Pferde vor einer spiegelnden Pfütze auf dem Asphalt oder einem vom Winde hergetriebenen Blatt Papier ist nichts anderes als ein Rest aus jenen Tagen, da es in der weiten Steppe nur ein plötzliches Davonrasen als Rettung vor dem Feind kannte. Daß es dabei heute, wenn es scheut, mitsamt seinem Gefährt auch einmal blind in ein Schaufenster hineinplatzt, liegt daran, daß ihm der Mensch mit Häusern und andern Hindernissen die freie Ebene verbaut hat! Aber solches „Durchgehen“ ist nichts als ein Rückfall, der selten genug vorkommt und bei dem schweren,

nicht so temperamentvollen Kaltblut oder einem ruhigen Droschkengaul kaum zu befürchten ist.

Doch sehen wir uns einmal Wildpferde an! Wo sollen wir das tun? Es gibt ja auf der ganzen Erde kaum noch Wildpferde. Der Zoologe Otto Antonius unterscheidet mit Vorbehalt drei Rassengruppen der europäisch-westasiatischen Arten: Eine Art bewohnte die Steppe, die zweite die Wüstensteppe und hochgelegene Halden, die dritte eine üppigere Park- und Graslandschaft in feuchterem Klima. Die Steppenform lebt heute noch in der Mongolei, die zweite Rassengruppe hatte noch vor hundert Jahren in Südrußland einen wilden Vertreter, die dritte ist in historischer Zeit verschwunden. Das einzige heute noch wild lebende Pferd der ersten Gruppe ist das mongolische oder Przewalskij-Pferd, benannt nach dem russischen Geographen N. Przewalskij, der es um 1880 in der Dsungarei wieder aufgefunden hatte. Es kam lebend in den riesigen Naturtierpark des Tierliebhabers Friedrich von Falz-Fein in Südrußland, nach „Askania Nova“, heute Chapli, wo hervorragende sowjetische Tierzuchtversuche veranstaltet werden. Es handelte sich dabei um ein kleines, kräftiges Tier mit sehr großem und langschnauzigem Kopf und aufrecht stehender Mähne, nicht dieser Langhaarmähne, die unsre heutigen Pferde erst durch lange Zucht erhalten haben. Ein „Aalstrich“ zog sich als dunkle Linie über den Rücken vom Nacken bis zum Schwanz. Die erwähnten Höhlenbilder der Pferde lassen sich am besten zur mongolischen Pferderasse in Beziehung setzen. Daraus dürfen wir schließen, daß sie in ganz Westeuropa verbreitet war.

Die zweite Rassengruppe, die der Wüstensteppe, vertrat der Tarpan, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgerottet wurde. Er war klein und hatte ebenfalls eine kurze, aufrechtstehende Mähne. Die fortschreitende Kulti-

vierung der Landschaft engte die Wildpferde, wenn auch nur gering, ein, und so starb 1880 der letzte Tarpan; nur ein Tarpan-Mischling im Moskauer Zoo lebte noch länger.

Die Reste eines Vertreters der dritten Rassengruppe fand man unter anderm bei Wien in Heiligenstadt. Es war ein Tier, das etwa ein Meter achtzig Zentimeter Schulterhöhe hatte, also recht hochbeinig und mächtig war. In Frankreich und England sind ebenfalls Reste dieser Rassengruppe gefunden worden.

Gezähmte Tarpan-Nachkommen mögen mit Beginn unsrer Zeitrechnung den Arabern bekanntgeworden sein, die bis dahin das Kamel als Reittier benutzten. Und die Araber züchteten nun das edelste Tier heran, das je den Menschen getragen hat. Die arabischen Pferde zeichnen sich durch feinen, doch sehnigen Bau, zierliche, doch kräftige Glieder, schlanken Hals mit dünner Mähne, kleinen Kopf und feurige Augen aus. Die Kreuzung des Araberhengstes mit englischen Landstuten ergab das englische Vollblut. Als schwere Schläge sind besonders das belgische Schrittpferd und der Pinzgauer in Bayern zu erwähnen.

Nach der Farbe unterscheidet man einfarbige und gemischtfarbige Pferde. Von den einfarbigen Pferden haben die Braunen, Fuchse, Rappen und Falben stets eine pigmentierte, dunkle Haut, die Isabellen und weißgeborenen Schimmel eine pigmentlose, weiße oder fleischfarbene Haut. Zwischen Braunen, Füchsen und Falben kommen die verschiedensten Spielarten vor. Wenn helle Hautpartien mit hellem Haar und dunkle Hautpartien mit dunklem Haar in zusammenhängenden großen Flächen miteinander abwechseln, nennt man die Pferde Schecken.

Warum erhält das Pferd Hufeisen? Damit der Huf auf den gepflasterten Straßen keine allzu große Abnutzung zu er-

dulden hat. In der Steppe schützt sein festes Horn die Zehe genügend vor Verletzung durch Dornen. So ist auch das Wiehern ein Laut, der dem weiten Raum der Steppe angemessen ist. In den Straßen der Großstadt erregt es Aufsehen, wenn Pferde einmal „lachen“. Um der Mücken und Fliegen der Steppe Herr zu werden, vermag das Pferd mit jedem Hautfleck einzeln zu zucken. Es atmet durch die Nase. Das hat seinen Grund darin, daß es immer gegen den Wind stürmt und dann durch die Nase angewärmte Luft einatmet. Weil das Pferd stets den Drang zum Vorwärtsstürmen hat, ist die Zirkusdressur sogenannter „Steiger“, die auf den Hinterbeinen rückwärts gehen müssen, eine besondere Leistung.

Das Pferd weist gute Gedächtnisleistungen auf. Es verfügte über eine gute Beobachtungsgabe und scharfe Sinne, bevor es sich der Mensch zähmte. Der Mensch hat es nicht klüger gemacht. Daß er es im Zirkus angeblich rechnen lehrte, ist eine, sagen wir, Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sie beweist eben nur die Beobachtungsgabe des Pferdes, das auf die leiseste Bewegung der Peitsche oder der Hand seines Lehrers sehr geschickt zu reagieren weiß.

Und warum soll man nun einem „geschenkten Gaul nicht ins Maul schauen“? Weil man am Gebiß das Alter des Pferdes erkennt. Das Gebiß ist im Alter von etwa viereinhalb Jahren voll entwickelt und mit zwanzig Jahren völlig abgeschliffen. Da man sich nun lieber von alten, nur noch wenig brauchbaren Dingen trennt als von neuen, gibt man auch lieber einen alten als einen jungen Gaul weg. Aber ein Geschenk zu erhalten ist schließlich immer noch besser, als die Kosten für eine Anschaffung zu tragen.

Der Esel

Um die Jahrhundertwende kam durch unsere Großstadtstraße gelegentlich ein kleiner Wagen, der dem „Sandmann“ gehörte. Natürlich war es nicht der, der den Kindern Sand in die Augen streut, damit sie müde werden, sondern ein Mann, der weißen Sand und gelben für die Vogelbauer zum Kauf anbot. Seinen Wagen zog ein hübscher Esel, und wie gern strichen wir dem geduldigen Grautier über das Fell. Heute gibt es in den Straßen Mittel- und Norddeutschlands wohl kaum noch Esel. Man muß sie schon in den Zoologischen Gärten besuchen, um sie näher kennenzulernen. Ab und zu werden Esel auch in Sommerfrischen oder Kurorten gehalten, und man kann auf ihrem Rücken nach bevorzugten Ausflugspunkten reiten. Als Haustier begegnet uns der Esel, der im Quartett der Bremer Stadtmusikanten mit seinem „I-ah!“ eine tragende Rolle spielt, heute kaum noch. Unser Klima ist ihm zu feucht und zu kühl. Was er braucht, ist Trockenheit und Wärme, denn er ist, wie das Pferd, zu dem er auch zoologisch gesehen in engster verwandtschaftlicher Beziehung steht, aus der Steppe zu uns Menschen gekommen. Was hat sich das arme Tier nicht alles nachsagen lassen müssen! Es sei dumm und störrisch! Man machte es zur Zielscheibe des Spottes, wenn das Sprichwort behauptet: „Wenn’s dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen“, was nichts anderes besagt, als daß der Dummkopf, wenn es ihm gut geht, nicht mehr recht weiß, was er tut. Aber was man dem Esel nachsagt, trifft nicht zu. Im Gegenteil, der Esel ist ein anstelliges Tier. Er hat als ursprüngliches Steppentier einen

ausgezeichneten Orientierungssinn; auf schwierigen gebirgigen Pfaden hat er einen sicheren Tritt und ist ein vorzüglicher Kletterer, der gefährliche Pfade geschickt überwindet. Ein treffliches Gehör zeichnet ihn aus. In der Steppe mußte er weithin hören können, wozu ihm seine großen Ohren halfen, und sein lautes „I—ah!“ war auch für weite Erdräume berechnet. Wenn sich der Bewohner der Berge über die weite Entfernung verständlich machen will, jodelt er. Der Esel ist eine Art Jodler unter den Steppentieren, und der Eselin wird dieser Schrei durchaus angenehm in den Ohren klingen. Und störrisch soll der Esel sein? Wenn an dieser Eigenschaft etwas wahr ist, dann ist der Mensch daran schuld, indem er das von Natur aus bedächtige Tier ungeduldig schlug und schlecht behandelte, und indem er ihm, obwohl seine Körperkräfte nicht übermäßig groß sind, zu viel zumutete. Denn die Last der Säcke, die er zur Mühle trug, mag zuweilen so „übereselig“ gewesen sein, daß er unter ihr zusammenbrach. Wenn er sich da in seinem Eselsverstand sagte: Ich mache einfach nicht mehr mit! — wer kann es ihm verübeln?

Und „Eselohren“ in den Büchern sollen ein Beweis für unverständige und liederliche Leser sein. Waren es nur „Eselsbrücken“, um eine Stelle im Buch wiederzufinden, oder schreibt sich die Bezeichnung nur daher, daß nun einmal die Gelehrten zu der Zeit, als man bei uns althochdeutsch sprach, von den Römern die gedankenlose Gepflogenheit übernommen haben, dumme und störrische Menschen einen „Esel“ zu nennen?

Häufig, ja unentbehrlich ist der Esel im südlichen Europa und im Orient. Weit früher als das Pferd wird er hier als Tragtier, Zugtier und Reittier verwendet. Das geht aus einer Zeichnung auf einer ägyptischen Schieferplatte aus Negada hervor, die aus dem dritten Jahrtausend vor unserer Zeit

stammt. Vielleicht hat der Esel auch schon mit Tausenden gequälter Menschen die Steine zum Bau der Pyramiden geschleppt. Das wäre auch gar nicht so weit von seiner ursprünglichen Heimat gewesen; denn der gezähmte Esel stammt von den Wildeseln Afrikas und Arabiens ab. In den Wüstengebenden Nubiens zum Beispiel lebte ein heute äußerst selten gewordener Wildesel, ein vorsichtiges, scheues, aber auch genügsames Tier, das sich von den spärlichen Pflanzen ernährte, die dort wuchsen; Dornen und Disteln waren es hauptsächlich. Graue Färbung schützte es dagegen, auf weite Entfernung gesehen zu werden. Es war darum nicht einfach, diese Esel zu fangen, denn im steinigem und bergigen Gelände entchwanden sie leicht wieder den Blicken. Und dennoch ist es geglückt. Dieser Nubische Wildesel ähnelt sehr unserm Hausesel, er hat auf dem Rücken den „Aalstrich“, dazu an den Beinen Streifen, die an das Zebra erinnern, wenn auch nur schwach betont. Von Nubien aus kam der gezähmte Esel nach Ägypten. Der Zoologe Otto Antonius ist allerdings dagegen der Ansicht, daß die Zählung des Wildesels auch in anderen Gebieten gelungen ist, so auf der Somali-Halbinsel. Von hier aus hätten wandernde Hamiten die Esel nach Süden bis in das Gebiet der Massai verbreitet, die vielleicht erst von Südarabien eingewandert waren. Wegen der engen Beziehungen zwischen Arabien und der afrikanischen Küste nimmt Antonius sogar an, daß Wildesel auch zuerst in Vorderasien gezähmt sein könnten. Die Massai verwenden den Esel auch heute noch, während ihn die Watussi und die Wahima im Gebiete der großen afrikanischen Seen, die im Gegensatz zu den Massai mehr hamitisches Blut in sich haben, nicht benutzen. Nach Südosteuropa ist der Esel frühzeitig gekommen, nach Mitteleuropa aber wohl erst nach dem Beginn unsrer Zeitrechnung, vor allem während des Mittelalters.

Wildesel in Asien, die kürzere Ohren haben und leichter gebaut sind — man nennt sie „Halbesel“ — haben für die Züchtung des Hausesels keine Bedeutung gehabt. Solche Halbesel sind der Onager in Südwestasien, der kleinste und hellste der asiatischen Wildesel, weiter der Kiang, der in den Hochsteppen von Tibet und Kaschmir lebt, und schließlich der Kulan oder Dschiggetai in den Steppen der Mongolei, Turkestans und des südlichen Sibiriens.

Die Esel und ihre Vorfahren haben „Kastanien“, das sind runde Hornwarzen, die die eigentlichen Pferde an allen vier Beinen haben, wie die Zebras nur an den Vorderbeinen, und ihr Schwanz hat lange Haare nur an der Spitze. Ihre Ohren sind lang.

Die enge Verwandtschaft von Pferd und Esel ermöglicht die Fruchtbarkeit zwischen beiden Tieren. Die Paarung zwischen Eselhengst und Pferdestute hat das *Maultier*, den Mulus, ergeben, der in Spanien, Frankreich und Nordamerika die Aufgaben eines wichtigen Reit- und Tragtieres übernommen hat. Dagegen ist der *Maulesel* ein Abkömmling von Pferdehengst und Eselsstute; er ist längst nicht so häufig wie das Maultier. Beide, Maultier und Maulesel, sind kräftig und dem Klima gegenüber sehr widerstandsfähig; aber sie pflanzen sich höchst selten fort. Vom Eselsteil ihrer Eltern haben sie eine gewisse Störrischkeit ererbt. Doch behauptet ein Sprichwort des Mittelalters, es gäbe auch viele Esel, die auf zwei Beinen laufen, und die Orientalen erzählen dazu ein hübsches Geschichtchen von einem Eselsbesitzer, der tagsüber seine zehn Esel vermietete und sie allabendlich in seine Behausung trieb. Er selbst setzte sich auf den letzten. Als er sie eines Tages einmal zählte, zählte er nur deren neun, weil er sein eigenes Tier vergaß. Sofort stieg er ab und suchte das zehnte. Dann zählte er nochmals, und siehe da, es waren zehn! Also stieg

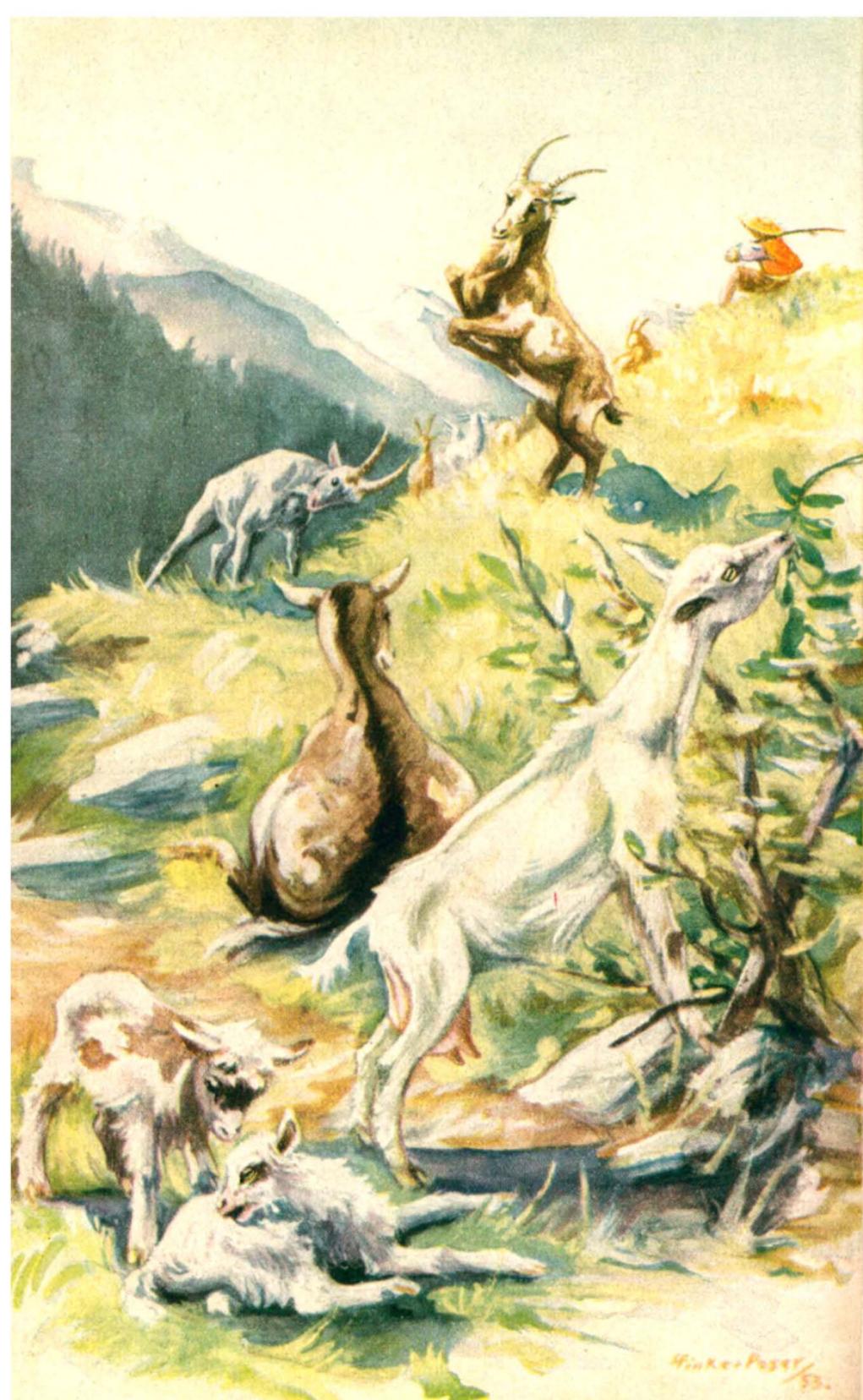
er wieder auf — aber, o weh, eine neuerliche Zählung ergab wieder nur neun Esel. Er stieg also wieder ab, und das Spiel ging von neuem an. Der kluge Mann kam schließlich zu dem Ergebnis: Wenn ich zu Fuß gehe, habe ich alle meine Tiere beieinander, wenn ich reite, fehlt mir ein Esel. Also trottete er schwitzend neben seinen zehn Eseln her — nun waren es ihrer elf!

Die Tafeln zeigen: Pferd, Warmblüter; Hausesel;
Indischer Hausbüffel; Hausziegen









Die Rinder

„Sei gegrüßt! Wie geht es deinen Rindern?“ So lauten die Worte, mit denen sich die Angehörigen einiger ostafrikanischer Stämme begrüßen. Das ist kein Druckfehler — es sind tatsächlich die Rinder und nicht die Kinder, von deren Wohlbefinden Laune und Wohlergehen der viehzüchtenden Stämme abhängen. Das Rind bildet als Zugtier, als Tragtier, als Spender von Fleisch, Leder und Milch seit Jahrtausenden die Lebensgrundlage von Millionen von Menschen in allen Erdteilen, wenn auch die Völker des chinesischen Kulturkreises und die Japaner den Genuß nicht kennen, den ein Schluck frischer Milch für die anderen Völker Asiens, Europas, Afrikas und Amerikas bedeutet. Nun, damit kann man sich abfinden. Was soll man aber dazu sagen, daß man in Spanien, einem Lande Europas, Rassestiere züchtet, nur um sie in der Arena zur Lust und Erregung von Tausenden an Zuschauern mit roten Tüchern zur Wut zu reizen, von Berufsstierkämpfern hetzen, mit Speeren verwunden zu lassen, bis sie endlich den Gnadenstoß erhalten? Und das soll auch noch Sport sein! In Südfrankreich ist man nicht so blutdürstig. Hier kommt es nur darauf an, dem wütenden Stiere Quasten zu entreißen, die an den Hörnern angebracht sind, und eine Kokarde, die er auf der Stirn trägt.

Aber wir wollen uns mit dem friedlichen Vieh befassen, das uns Rindfleisch, Kuhmilch, Quark, Butter, Käse, Lederschuhe liefert und das geduldig und bedachtsam den Acker pflügt, den Wagen zieht, ohne daß man gleich fürchten muß, es könnte „durchgehen“. Das Rind war früher überhaupt das

häufigste Zugtier — Ochsenkarren waren die Wagen der großen Wanderzüge —, und auch Karl der Große reiste meist mit dem Ochsenfuhrwerk. Damals hatten allerdings die Menschen mehr Zeit als heute. Ein Gespann Ochsen wirkt behäbig und ruhig. Ein solches Gespann durch die Straßen fahren oder den Pflug ziehen zu sehen, beruhigt heute noch die Nerven der ungeduldigen Großstadtmenschen. Wenn ein Bauer gar Kühe vor dem Pflug hat, wird er sie niemals zur Eile antreiben, denn das würde sich auf den Milchertrag nachteilig auswirken.

Städter pflegen den Haustieren völlig falsche und sinnlose Eigenschaften anzudichten. Wenn wir von der „falschen“ Katze, dem „faulen“ Esel, der „dummen“ Gans, dem „schmutzigen“ Schwein sprechen, so verkennen wir die Geschöpfe, die wir selbst zu unserem Nutzen züchten. So ist es auch beim Rind. „Rindvieh“ und „Ochse“ sind Beleidigungen, wenn wir diese Bezeichnungen für die Mitmenschen anwenden. Sie sollen etwa den Gipfel der Dummheit und Beschränktheit kennzeichnen. Und wie bedeutsam waren gerade die „Rindvieher“ für die Entwicklung der menschlichen Kultur! Das Wort „Kultur“ kommt ja von dem lateinischen „colere“, das soviel wie „pflanzen“, „Felder bestellen“ bedeutet. Der Anfang des Ackerbaus aber ist aufs engste damit verknüpft, daß Rinder und Rinderherden vorhanden waren. Wir brauchen uns auch nur im Altertum umzusehen, und sofort stellen wir fest, wie geachtet das Rind war. Die ägyptischen Priester fütterten den heiligen Apis-Stier, ein schwarzes Tier mit weißem, dreieckigem Stirnfleck, die Israeliten umtanzten das Standbild des Goldenen Kalbes, das ihre Nachbarn errichtet hatten, Kühe zogen den geweihten Wagen mit dem Bild der Göttin Nerthus durch die Fluren, wenn germanische Völkerschaften an der Nordsee und an der Ostsee im Frühling das

Erwachen der Natur feierten. Und auch heute noch genießt die Kuh bei vielen Völkern besondere Verehrung. Wer heute durch indische Städte reist, darf sich nicht wundern, wenn quer über den Fußsteig lagernde Kühe den Verkehr behindern, ja wenn sich sogar Rinder von einem Marktstand einen Leckerbissen nehmen dürfen, ohne daß ihnen jemand wehrt. Diese indischen Rinder sind Zebus oder Buckelochsen, denn sie haben einen buckelförmigen Fetthöcker. Sie gelten als „heilig“ und sind hochgeachtet. Zumal einige exotische Formen des Rinds haben so schön sichelförmig gebogene Hörner, daß sie an die am Himmel des Orients besonders klar hervortretende Mondsichel erinnern, und darum war meist die Mondgöttin die Gottheit, in deren Schutz die Rinder standen. Vermutlich hat der Mensch, der sich das Rind zähmte, dabei zuerst an seinen Acker gedacht und nicht an Fleisch und Milch, Nahrungsmittel, die er wahrscheinlich schon von Schaf und Ziege bezog. Vermutlich, müssen wir sagen, und wir können es nur aus der Tatsache schließen, daß wir in den Zeugnissen vor Beginn unserer Zeitrechnung viel mehr vom Ochsen als von der Kuh hören. Aber vieles, was über die Entwicklung der Haustierzucht gute Aufschlüsse geben könnte, verliert sich im Dunkel der Vorgeschichte. So sind auch die Meinungen über den Ort geteilt, an dem die Zähmung des Rindes zuerst erfolgte. Vermutlich ist der tibetische Jak das erste gezähmte Rind gewesen, und wesentlich später wurde der chinesische Wasserbüffel domestiziert. Woher sind die Rinder überhaupt gekommen? Der behäbigen Kuh sieht man nicht mehr an, daß sich die Rinder aus den gewandten Antilopen entwickelt haben. Der Zoologe L. Ruetimyer hat grundlegende Untersuchungen über das Rind und seine Ahnen angestellt, und nach ihm teilt man die wilden Rinder in Büffel, hinterindische Wildrinder, echte Rinder

und Wisente ein. Von jeder Wildform stammen Haustiere. Wilde Büffel leben noch südlich der afrikanischen Sahara und in Südasiens. Von den asiatischen Büffeln, zu denen die Inselbüffel auf den Philippinen, der Anoa auf Celebes und der Arnibüffel in Indien und auf Borneo gehören, kommt der letztere als Stammvater des Hausbüffels in Japan, Südchina, Nordafrika, Südosteuropa und Sizilien in Frage. 723 nach unserer Zeitrechnung wird er als im Jordantal bekannt erwähnt. Wie lange er dort schon gezähmt war, wissen wir nicht. Im Reiche der Sumerer soll er schon im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bekannt gewesen sein. Vielleicht ist er dort als „heilig“ angesehenes Tier aus diesem Grunde und nicht um anderer nützlichen Eigenschaften willen gezähmt worden. Eine Vermutung, die auch bei der Katze nicht völlig von der Hand zu weisen ist. Aber man muß mit solchen Annahmen sehr vorsichtig sein.

Unter den hinterindischen Wildrindern sind es der Gaur, der bis zweihundertzwölf Zentimeter hoch wird, dessen zahmer Nachkomme, der etwas kleinere Gayal, und der Banteng in Hinterindien, auf Java und Borneo, aus denen Haustiere gezüchtet wurden. Von den Wisenten ist allein der Jak gezähmt worden, der in den Hochebenen Tibets zwischen vier-tausend und sechstausend Metern Höhe wild lebt. Das ein Meter sechzig Zentimeter hohe Tier ist langbehaart, schwarz mit einem silbergrauen Aalstrich; auch sein Schweif trägt lange Haare.

Bleibt noch die Gruppe der echten Rinder und damit der Hausrinder! Ihre Wildform, der Auerochse oder Ur, der Stammvater unzähliger Rinderrassen, ist ausgestorben. Otto Antonius beschreibt die in Europa und Nordafrika gefundenen Reste: „Ausnahmslos finden wir die in den Umrissen fast quadratische, verhältnismäßig ebene Stirn, die nur we-

nig hervortretenden Augenhöhlen, die sehr tiefen Schläfen- gruben, die gerade oder doch nur wenig emporgewölbte Zwischenhornlinie, den Stirnhinterhauptswinkel eng und den Schädel im ganzen schmal und lang. Hinzu kommt als besonders charakteristisch das Gehörn, das in der Regel sehr stark entwickelt ist und einen verhältnismäßig komplizierten Verlauf zeigt.“ Wir wissen nicht, wann der Ur ausgestorben ist, doch haben ihn, wie aus gleichzeitigen Funden menschlicher Geräte hervorgeht, Menschen in historischer Zeit noch gejagt, beispielsweise die Assyrer, deren König Assurnassirpal (884–860 v. u. Z.) sich rühmt, zweihundertsiebenundfünfzig gewaltige Wildtiere erlegt zu haben. Aus der Bibel wissen wir, daß es den Ur auch in Palästina gab. Auch in den Gebirgen Griechenlands hat er gelebt, wie auch die Pharaonen Ägyptens wilde Rinder jagten. In Spanien ist er ebenfalls vorgekommen und hat sich dort länger als in Nordafrika gehalten. In Mitteleuropa kennen wir ihn noch aus dem Nibelungenlied; Siegfried erlegte vier starke Ure. Nach Antonius wird das Tier für Süddeutschland zum letzten Male vom Abt Rumpfer von Vornbach zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnt. Im Wald von Jaktorow, südwestlich von Warschau, scheint er um 1560 und um 1620 im Wildpark von Zamość noch gehegt worden zu sein. Sein slawischer Name ist übrigens Thur.

Nach den letzten Bildern, die uns überliefert sind, war das Tier schwarzbraun und hatte eine weiße Umrandung des Flotzmaules, wie man die nackte Stelle zwischen Nasenlöchern und Maul nennt. Ein breiter, heller Aalstrich lief über den Rücken. Die großen Hörner zeigten aufwärts gebogene Spitzen. Die Schulterhöhe mag beim Bullen zwei Meter betragen haben.

Im Ur sind, wie Fehringer feststellte, alle Farbschläge des

zahmen Rindes schon vorhanden. Geruch und Gehör dieses Rinderahnen waren zweifellos scharf; sicher ist er ein Nachtier gewesen. Einen Feind rannte er mit gesenktem Kopf an und nahm ihn auf die Hörner.

Diese wilden Tiere, auf die zu jagen zweifellos mit Lebensgefahr verbunden war, hat der Mensch also in seinen Hausstand überführt. Muß man ihn nicht deshalb aufs höchste bewundern? Liegt im sanften Blick der Kuh noch etwas von der Wildheit jener Urahnen?

Schon in die Pfahlbauzeit, etwa das fünfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, gehört das „Torfrind“. Diese älteste Form unserer Rinder ist eine Kurzhornform, kümmerlich im Verhältnis zu den heutigen vollwertigen Rinderrassen.

Wir unterscheiden heute drei große Gruppen von Rinderrassen: die Niederungsrassen (Tieflandrassen), das Gebirgsvieh und das Englische Vieh. Das Englische Vieh ist eine beinahe halbwilde Form, die sich fast ganz selbst überlassen wird, nachts im Freien weidet und große Flächen zur Verfügung hat. Auch Gebirgsvieh, an die Hochgebirgsnatur gewöhnt, kennt keine Ställe; es lebt von würzigem Alpengras und hat ein gutes Gehör, so daß sich die durch aufeinander abgestimmte Glocken gekennzeichneten Rinder auch zusammenfinden. Die für Deutschland wichtigste Milchrasse ist aber das schwarzbunte Niederungsvieh, wenn auch die Kuhpfleger und Melkmeister zuweilen noch heute „Schweizer“ genannt werden. Sie übersehen übrigens nie, daß Arbeitsleistung und Milchleistung der Kuh in entgegengesetztem Verhältnis zueinander stehen; das eine ist nur auf Kosten des andern möglich. Der ungeheure Nutzen des Rindes für den Menschen im ganzen braucht nicht noch einmal aufgezählt zu werden: es ist Arbeitstier, Milchtier, Fleischtier — ja, sogar sein Dünger ist noch wertvoll. Wo man Kühe hat grasen

lassen, können immer noch Pferde weiden, denn die Kuh arbeitet hauptsächlich mit der Zunge, die ihr die fehlenden oberen Schneidezähne ersetzt; die Pferde beißen dagegen tiefer ab. Die Zunge ist äußerst kräftig. Mein Fleischer sagt, daß eine getrocknete Rinderzunge so derb zuschlagen kann wie ein eiserner Hammer. Er muß es ja wissen! Daß die Rinder eine Vorliebe für Salz – wie alle Wiederkäuer – haben, soll nach manchen Ansichten die Zähmung erleichtert haben. Der Mensch habe einfach den wilden Rindern Salz hingestreut. Ich kann mir nicht helfen, das erinnert ein wenig an die Geschichte vom Hasen. Man fängt ihn, wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut.

Entschieden wäre es einfacher, als den „Stier bei den Hörnern zu packen“. Vielleicht bleibt die Kuh dabei so dumm stehen „wie vor dem neuen Tor“. Aber auch dieser Vergleich hinkt. Denn die Rinder haben einen schwachen Gesichtssinn, so daß vielleicht das neue Tor sie fremd anmutet, aber trotzdem auch wieder einen guten Ortssinn.

So, und nun soll uns die Bäuerin ein appetitliches Glas Milch kredenzen!

Die Ziege

„Ich mag keine Ziege leiden, gebt mir einen Ochsen dafür.“ So lautete ein altes Sprichwort im sechzehnten Jahrhundert, das wie manches Sprichwort eigentlich ein wenig unüberlegt war. Gewiß, die damals in Herden weidenden Ziegen bissen die jungen Knospen von den sprießenden Sträuchern, knabberten die Spitzen der jungen Gräser ab und die Rinde der Obstbäume. Aber anderseits ist die Ziege ein überaus nützliches und wichtiges Tier, bei einigen Negervölkern in Afrika sicher das wichtigste und in manchen Gegenden dort sogar das einzige Haustier. Sehen wir uns auf der ganzen Welt um, so finden wir überall Ziegen, in Indien, in West- und Innerasien, wo die gebirgigen Gegenden ihnen besondere Gelegenheit geben, ihre Kletterkünste zu zeigen, und auch in Mittel- und Südamerika. In Japan allerdings treffen wir die Tiere mit dem steifen Kinnbart kaum, dafür aber in größeren Mengen in Europa, besonders in Griechenland, in Spanien und Portugal, nicht zu vergessen schließlich in Deutschland, obwohl dort seit dem siebzehnten Jahrhundert die Ziegenzucht zurückgegangen ist, vielleicht weil man die Tiere für zu übermütig, ja zu schädlich hielt und sie nicht leiden konnte, wie das angeführte Sprichwort erkennen läßt. Oder waren die Hörner unbequem, mit denen sie manchmal auch wohl Menschen angriffen? Darum waren ungehörnte Ziegen wohl immer beliebter als die gehörnten. Ziegen sind immer gehalten worden, bald mehr, bald weniger; ganz ist man ohne sie nicht ausgekommen, denn ihre wirtschaftliche und gesundheitliche Bedeutung ist groß. Die „Kuh des kleinen

Mannes“ hat man sie genannt, denn ihre Haltung war auch dem landlosen Häusler möglich; sie frisst sonst unverwertbare Reste, wenn sie auch wählerisch und vorsichtig ist. Es wird ihr eine gewisse Gifffestigkeit nachgesagt – der giftige Schierling wird „Ziegenkraut“ genannt, weil sie ihn genau so gern frisst wie Tabak. Fingerhut allerdings verträgt sie nicht.

Den Hauptwert gewinnt die Ziege als Milchtier. Sie vermag im Jahre achthundert bis neunhundert Liter Milch und mehr zu geben, und Ziegenmilch ist bekanntlich nicht nur ein besonderer Genuß, sie hat auch hohe Nährkraft.

Übermütig und lebhaft, beinahe angriffslustig sind Ziegen, man sieht's ihnen schon an, denn ihre Augen blicken neugierig und lebendig in die Welt, ganz anders als die der Schafe, die mit ihnen so eng verwandt sind, daß die Zoologen sie in einer Gruppe Ovinae (Schafe und Ziegen) zusammenfassen. Da sie ausgezeichnet klettern, ist ihr Ursprung sicher in gebirgigen Gegenden zu suchen. Einfach ist es nicht, die Ziegen in ihrer Entwicklung zurückzuverfolgen, weil man Reste aus prähistorischer Zeit kaum gefunden hat. Wir haben uns also an die noch vorhandenen wildlebenden Ziegen zu halten, von denen als Ahne nach den neuesten Anschauungen jetzt nur noch eine in Frage kommt: die in Kleinasien, auf Kreta und in Griechenland lebende, etwas größere, sehr schöne Bezoarziege mit ihren in starkem, einfachem Bogen säbelartig nach rückwärts gekrümmten Hörnern. Früher hatte man auch noch an den Markhor gedacht, der auch Schraubenziege genannt wird; sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Buchara bis in den westlichen Himalaja und gelegentlich bis Ostasien. Die Hörner der Schraubenziege sind „pervertiert“, also verdreht; das linke Horn erscheint von vorn gesehen im Sinne des Uhrzeigers gedreht und anders herum das rechte.

Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch die Ziege als Haustier geschätzt und früher ihre Milch als die der Kuh getrunken. Schon in der Steinzeit erfolgte die Domestikation, und noch in der jüngeren Steinzeit war sie häufiger als das Schaf, aber in der Bronzezeit wurde sie vom braven Schaf zurückgedrängt. Die Zoologen unterscheiden zwei Urformen der Hausziege, das sind die Torfziege, die schon der Mensch der Altsteinzeit, also zur Zeit seines ersten Auftretens überhaupt, als Haustier kannte, eine Zwergform, und die Kupferziege, die gegen Ende der jüngeren Steinzeit auch in Mitteleuropa auftauchte und wesentlich größer und kräftiger war als die Torfziege.

Bei der großen Verbreitung der Ziege als Haustier im alten Phönizien, in Ägypten, wo sie dem Gott Chnum geweiht war, in Assyrien, Palästina, Persien und Indien ist es kein Wunder, daß es schon im Altertum recht verschiedene Rassen der Ziegen gab, von der Zwergziege an bis zu sehr großen Tieren, von der hängeohrigen bis zu der mit kleinen Stehohren. Groß war die Bedeutung der Ziegen auch in Griechenland, wo sie ein beliebtes Opfertier waren. Der „Sündenbock“ war einer, der für die Sünden anderer büßt und damit die Götter versöhnen soll. Den Gott der Hirten, Pan, stellte man sich im alten Griechenland oft mit Bocksfüßen und Bockshörnchen vor. Bei den Germanen waren die Ziegen dem Gotte Donar geweiht.

Vielfach war der Nutzen, den die Ziege für Kleidung und Nahrung bot. Man wußte Ziegenhaar geschickt zu Decken, Kleidungsstücken, Segeln, Socken, Schuhen, ja sogar zu Perücken zu verwerten. Der Balg der Ziegen wurde als Schlauch für die Wasservorräte verwendet. Das Fell wird öfter zu dünnem Leder, Chevreauleder, verarbeitet als zu Pelzwerk, da nur Zickelfelle, die Felle junger Tiere, gutes Pelzwerk

ergeben. Chinesische Zickelfelle sind als „Kid“ im Rauchwarenhandel bekannt. Die marokkanische Ziege liefert das Maroquinleder, in das wertvolle Bücher gern gebunden werden. Von der kleinasiatischen Ziege kommt das Saffianleder. Besonders viel Wolle trägt die nach der türkischen Hauptstadt Ankara benannte Angoraziege, die zweimal im Jahre geschoren wird.

Die bedeutsamsten Rassen sind die weißen, hornlosen Saanenziegen aus dem Saanental in der Schweiz, die gemsfarbigen Toggenburger, die Walliser Gebirgsziegen mit schwarzer vorderer Körperhälfte, die Zwergziegen Afrikas, die schönen Angoraziegen und die Mamberziegen mit den Hängeohren und nicht zuletzt die in verschiedenen Spielarten vorkommenden deutschen Edelziegen.

Was die Ziege früher für das bäuerliche Leben bedeutet hat, spiegelt sich noch heute in Volksbräuchen. Der Zickleinbraten zum Osterfest ist der Rest eines alten Opfers. In Thüringen und Hessen gibt es alte Wiesen- und Feldspiele wie „Geißwerfen“ und „Geißenhäkeln“.

Da schaut uns ein großer Ziegenbock aus seinem Verschlage an. Hat er nicht einen ganz merkwürdig verschmitzten Blick? Wir sprechen ihn an — ist das nicht, als ob er uns verstünde? Natürlich ist er auch neugierig, und die Redensart von der neugierigen Ziege ist doch nicht so aus der Luft gegriffen wie andere Eigenschaften, die man den Haustieren nachsagt. Seht euch bloß den Kerl an — er ist, wenn man es sich überlegt, eigentlich gar kein Herdentier, sondern ein Individuum, eine Persönlichkeit. Die Böcke haben eine besondere Vorliebe für das schöne Geschlecht ihrer Art. Oft genügt ein einziger Bock für achtzig bis hundert Ziegen. Den aufdringlichen Geruch der Böcke hat man oft versucht, wegzuzüchten, aber es ist bisher nicht gelungen.

Das Schaf

Der Abend dämmt herauf. Drüben, auf der Landstraße, zieht die Schafherde ihrem Verschlage zu, vom Schäfer geleitet und vom geschäftigen Spitz umsprungen. Ab und zu klingt ein Blöken auf, die kleinen Lämmer sind müde vom Herumtollen und lassen sich nun von dem wolligen, weißgrauen Haufen, in dem kein Tier einen Eigenwillen zeigt, geduldig mit treiben. „Das Hausschaf ist ein ruhiges, geduldiges, sanftmütiges, einfältiges, knechtisches, willenloses, furchtsames und feiges, mit einem Wort, ein höchst langweiliges Geschöpf . . . Es bekundet eine geistige Beschränktheit, wie sie bei keinem Haustier weiter vorkommt. Es begreift und lernt nichts, weiß sich deshalb auch allein nicht zu helfen. Nähme es der eigennützig Mensch nicht unter seinen ganz besonderen Schutz, es würde in kürzester Zeit aufhören zu sein. Seine Furchtsamkeit ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich.“ Kein Geringerer als Alfred Brehm, der unsterbliche Schöpfer des „Tierlebens“, schrieb diese Worte, die so hart klingen und sich doch nicht widerlegen lassen. Sie sind aber zugleich ein Beispiel dafür, wie sich die naturwissenschaftlichen Anschauungen seitdem geändert haben. Brehm dichtet hier dem Schaf menschliche Eigenschaften an – geduldig, knechtisch, feige, langweilig –, er „vermenschlicht“ es, obwohl es als Tier doch keinen Verstand hat. Er würde sich heute sicher anders ausgedrückt haben. Im Wesen des Hausschafes ist nichts mehr zu spüren von seinen Urahnen, die als Wildschafe zum Teil aus den Gebirgen und Steppen Asiens nach Europa kamen, zum andern Teil aber auch auf Sardinien

und Korsika lebten. Der Mensch erkannte frühzeitig seine Vorzüge als eines genügsamen Haustieres, von dem er noch in Gegenden Nutzen zog, in denen das Rind nicht recht gedeihen wollte. In trockenen, heißen wie auch selbst in kälteren Landstrichen vermag das Schaf noch zu leben, während ihm feuchtere Witterung und wasserhaltige Nahrung nicht gut bekommen.

Das große Vielleicht, das Fragezeichen, das sich uns bei fast allen Haustieren zuletzt in den Weg stellt, wenn wir nach der Abstammung fragen, bleibt uns auch, wenn wir beim Schaf nach dem Ursprung suchen. Immerhin beschränkt sich die zoologische Abstammung auf wenige Möglichkeiten. Die Wildschafe sind Gebirgstiere wie die zoologisch eng verwandten Wildziegen. Eine Form dieser Wildschafe muß einmal vom Gebirge aus in die Ebene heruntergestiegen sein und dabei die Bekanntschaft mit dem Menschen gemacht haben. Ob diese Begegnung Glück oder Unglück bedeutete, das könnte aber nur vom „Schafs-Standpunkt“ aus beurteilt werden.

Die Haustierwerdung des Schafes ist neuerdings sehr umstritten. Mit allem Vorbehalt kann nur eine Ansicht wiedergegeben werden, die zwar mehrfach geäußert, aber auch seit kurzer Zeit angefochten wird. Es rächt sich so, daß sich der Mensch jahrhundertlang nicht um die Herkunft seiner Haustiere gekümmert hat.

An drei Stellen der Erde scheint der Mensch den Nutzen des Schafes für seine Nahrung und seine Kleidung zuerst erkannt zu haben, und zwar zunächst in Vorderasien, wo das langschwänzige Kreishornschaf, also ein Schaf mit über dreizehn Schwanzwirbeln und kreisförmig gewundenen Hörnern, lebte. Von hier aus wurde es nach Europa verbreitet, wo es als Torfschaf in den Schweizer Pfahlbauten nachweisbar ist, etwa

viertausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich ist aber seine Eingewöhnung noch zwei Jahrtausende früher erfolgt. Dieses vorderasiatische Schaf wurde auch nach Nordafrika verbreitet.

Das Torfschaf ist eine der „Torf“-Formen unserer Haustiere, die in die Zeit der vorgeschichtlichen Pfahlbauten in Europa weisen. Solche Pfahlbauten fanden sich in den Schweizer Seen und im Bodensee; ganze Dörfer entdeckte man in Torfmooren am Schussenried. Sie gehören in die Jungsteinzeit, in das Neolithikum und in die Bronzezeit. Daß man die Torfformen der Haustiere erkannt und festgestellt hat, ist nicht zuletzt eine Folge der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders gründlichen Untersuchung der Pfahlbauten und ihrer Kultur.

Ein zweiter Herd für die Domestikation des Schafes ist in Südeuropa zu suchen. In den Gebirgen Korsikas und Sardinien trifft man heute noch in spärlichen Resten das einzige Wildschaf in Europa, das kurzschwänzige Mufflon, das etwa siebenzig Zentimeter hoch und ein Meter zwanzig Zentimeter lang ist. In vorgeschichtlicher Zeit scheint es mit dem Torfschaf gekreuzt worden zu sein, und in neuerer Zeit scheinen aus dieser Reihe die kurzschwänzigen Landschaft hervorgegangen zu sein, zu denen beispielsweise die in beiden Geschlechtern gehörnten Heidschnucken gehören, die besonders in der Lüneburger Heide anzutreffen sind, Vertreter der kleinsten europäischen Schafrasse.

Und einen dritten Zähmungsherd vermutet man nach neueren Forschungen in Mittelasien, wo das Fettsteißschaf entstanden sein soll. Als Stammform der heute bei den Kirgisen und Mongolen so verbreiteten Fettsteißschafe wird gewöhnlich der Arkal (Argali) angesehen. Die Fettansammlung bei manchen Tieren in der Steißgegend oder bei den Fettschwanz-

schafen im Schwanz ist nichts anderes als eine für Steppen- und Wüstentiere nötige Nahrungsaufspeicherung für karge Tage. Die Herkunft des Fettschwanzschafes in Mittel- und Südafrika ist nicht ganz geklärt. Im alten Ägypten, wo das männliche Schaf, der Widder, sogar Sinnbild des Gottes Ammon-Rē wurde, lebte ein Schaf mit Brustmähne, das auf hohen Beinen stand und waagerechte, flach gedrehte Hörner hatte. Den alten Darstellungen, die uns überliefert sind, ähnelt das heutige Dinka- und Somalischaf Afrikas. Vielleicht lebte seine Stammform zwischen Afrika und Asien. Typisch für diese afrikanischen Schafe ist das Fehlen der Wolle.

Auf das Torfschaf folgt in der Metallzeit das kurzschwänzige „Kupferschaf“, dessen Vorfahr das europäische Mufflon gewesen sein kann und dessen Nachkommen einige europäische Landschaftsrassen sind.

Was brachte nicht alles die Haltung der Schafe dem Menschen ein! Er hängte zunächst bei unwirtlicher Witterung das Fell oder das Vlies des Tieres um und lernte in der älteren Bronzezeit, das heißt also in Europa um 1500 vor unserer Zeit, seine Wolle zu spinnen und aus den Fäden Tuche zu weben. Es ist nicht bekannt, wann der Mensch zum erstenmal Wollstoffe gewebt hat; es wird angenommen, um 2700 vor der Zeitwende. Aus dieser Zeit stammt eine Statue in Akkad, einer altbabylonischen Stadt am Euphrat. An dieser glauben Wissenschaftler die erste Darstellung eines gewebten Rockes zu erkennen. Noch eintausendfünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung trug man in Kleinasien zwar Lammfellmützen. Aber doch hat man wohl in Asien zuerst planmäßig Schafe gezüchtet, um von ihnen feine Wolle zu scheren. Die weiten Steppengebiete waren ja auch für die Schafhaltung besonders günstig. Wolle bildet sich dadurch, daß sich das Haar spiralig dreht, wobei ein besonderer Fett-

schweiß abgesondert wird. Nun besteht die Haardecke der wilden wolletragenden Tiere aus dem Ober- und Grannenhaar und dem Unter- oder Wollhaar. Jenes ist gröber und länger, dieses feiner, weicher und kürzer. Beim Schaf hat der Mensch durch Züchtung das Grannenhaar unterdrückt und das Unterhaar herausgezüchtet. Die see- und handelskundigen Phönizier unterhielten schon im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung Wollherstellungszentren in Nordwestafrika wie auch an den Küsten Spaniens und Frankreichs. Aber die Wolle ist nicht der einzige Nutzen, den das Schaf bringt. Die Milch des Tieres konnte sofort genossen oder zu Käse verarbeitet werden. Wenn auch das erste Milch spendende Haustier die Ziege war, so trat bald das Schaf als Konkurrent auf. Der Schafkäse mancher Länder — übrigens ist auch der Ziegenkäse nicht zu verachten — ist eine Delikatesse. Wir nennen den Brinsenkäse, den Mecklenburger Schafkäse und den Liptauer, alles beliebte, appetitliche Weichkäse. Selbstverständlich wurde überall auch das Fleisch der Tiere genutzt; die Steppenvölker gewannen von ihren Fettsteißschafen außer Fleisch auch gewichtige Mengen an Talg. Das Schaf war das gegebene Tier für nomadisierende Völker; Schafherden zogen in Ruhe mit den Menschen weiter, wohingegen man zum Beispiel mit Schweinen sesshaft bleiben muß. In der Zähmung hat sich das Schaf, wie alle Haustiere, ein wenig verändert. Seine Hörner haben an Stärke verloren, seine Wolle ist — wir sagten es schon — dichter geworden, und der lange Schwanz ist noch bei keinem Wildschaf festzustellen.

Die Zahl der einzelnen Schafrassen ist groß; man unterschei-

Die Tafeln zeigen: Hausschafe; Deutsches veredeltes Landschwein;
Hauskaninchen; Hausenten



Hinks-Power
53



Finke - Posor / 53





det für gewöhnlich die beiden großen Gruppen der Feinwoll- und der Fleischschafe. Unter den Wollschafen steht das Merinoschaf mit spiralgig gedrehtem Horn obenan; es entstammt spanischen Züchtungen. Im Namen Merino soll noch das lateinische Wort „mare“, das Meer, stecken, womit seine überseeische Herkunft angedeutet wäre. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sind die Merinos auch nach Deutschland eingeführt worden. Aus dem Merinoschaf stammt das heute in ganz Deutschland verbreitete Württembergische Schaf. Nach Südafrika brachten die Holländer schon im Jahre 1782 Merinoschafe. In Rußland legte Katharina II. eine große spanische Schafzucht an. Wegen des hohen Ertrages von etwa fünfhundert Litern sehr fettreicher Milch im Jahre ist das Ostfriesische Milchschaaf besonders zu erwähnen.

Aus ganz anderen Gründen wichtig ist das aus den Steppen Turkestans und Persiens stammende Karakulschaf, dessen Lämmer den in der Mode geschätzten, kostbaren Persianerpelz liefern. 1903 traf ein Transport in Halle (Saale) ein, vier Böcke und achtundzwanzig Mutterschafe, 1906 ein zweiter. Von Leipzig aus wurden große Karakulzuchten in Südwestafrika angelegt, die sich als sehr ergiebig und als wirtschaftliche Erfolge erwiesen.

Wenn heute Schafe in Deutschland gezüchtet werden, so geschieht es ebenso um des Fleisches wie um der Wolle willen. Auch für die Milchproduktion ist das Schaf von Bedeutung. Aber die gesamte europäische Schafzucht ist in den letzten hundert Jahren erheblich zurückgegangen. 1865 gab es dreißig Millionen Schafe in Deutschland, vor dem zweiten Weltkrieg nur noch vier Millionen. Ähnlich ist die Abnahme – außer in Spanien – in den anderen europäischen Ländern. Wollschafe werden in der UdSSR dagegen in sehr großen Herden gehalten und auch in Australien, Argentinien und in

den USA. In kapitalistischen Ländern leidet freilich die Schafzucht darunter, daß für den Beruf der Hirten oder Schäfer sich kein Nachwuchs mehr findet.

Bei uns hat das Schaf kaum Feinde, aber im Norden und im Süden weiß der Wolf die Schafherden aufzufinden. In Australien jagt der Dingo, der wilde Hund, das Schaf, in den andern Erdteilen wird es Beute der Großkatzen. Daß Schafe so ununterbrochen blöken, wird gern als Zeichen von Dummheit gedeutet. Das ist unberechtigt. Durch das Blöken halten sich die Herden zusammen, die sich zum Beispiel im Gebirge sehr leicht zerstreuen könnten. Auch wenn die Schafe willenlos dem Leithammel folgen, so hat sich dies aus dem Leben in der Wildnis erhalten. Im Rudel folgt man zweckmäßig dem Vordermann, wie es auch Affe und Elefant tun. Selbst der Bergsteiger tritt ja aus Sicherheitsgründen in die Fußstapfen des vorangehenden Führers.

Inzwischen hat der Schäfer „seine Schäfchen ins Trockene gebracht“, weil ein abendliches Gewitter aufzieht. Oft wird gesagt, daß diese Redensart mit Schafen gar nichts zu tun habe und etwas ganz anderes bedeute, nämlich es habe einer sein Schiffchen — niederdeutsch skepke — ins Dock gebracht. Aber das stimmt wohl nicht, denn die Redensart „ihre Schäflein ins Trockene zu treiben“ findet sich schon 1576 und wird im Sinne von „in Sicherheit“ gebraucht. Nun blöken sie da drinnen tüchtig weiter — „Geduldige Schafe gehn viel in einen Stall“, sagt ein Sprichwort . . .

Das Schwein

Seht euch nur diese zwölf rosigen Ferkelchen an, die sich hier an der umfangreichen, behaglich hingestreckten Mutter-sau ein Gütchen tun! Das ist ein Geschmatze, zu dem ab und zu ein beruhigender Grunzton der Alten den Baß abgibt! Ein heiteres Idyll im Schweinestall — da stolpern wir über ein Wort: „Schweinestall“, wird das nicht eigentlich manchmal recht tadelnd oder verächtlich gebraucht? Nun, das mag wohl früher der Fall gewesen sein, heute wissen wir, daß auch das Haustier Schwein viel besser und kräftiger gedeiht, wenn sein Stall oder seine Hütte luftig und sauber ist. Ist die Behausung trocken und die Fütterung des Schweins in Ordnung, dann gibt's wenigstens zweimal im Jahre Ferkelchen, die etwa acht Wochen bei der Mutter bleiben. Auch der durch Homer unsterblich gewordene „edle Sauhirt“ Eumäos, der den von langer Irrfahrt heimkehrenden Seefahrer Odysseus als einziger wiedererkannte und bei sich aufnahm, hatte schon freie Zuchtgehege und ließ seine Schweine ungezwungen weiden, weil er wußte, daß es ihnen gut tat. Da liegt also nun die ganze Schweinefamilie, zu nichts anderem bestimmt, als einmal unsern Hunger zu stillen. Dreiviertel unseres Fleischbedarfes stellt das Schwein: Fleisch, Schinken, Speck, Fett. Kümmern wir uns also ein wenig um diese angenehme „Schweinerie“, um „Borstenvieh und Schweinespeck“!

Woher kommt das Hausschwein, das zu den Paarhufern gehört und dessen langgestreckte Schnauze mit der beinahe einem Steckkontakt gleichenden Scheibe am Rüssel auf Eignung zur Wühlarbeit im Boden hindeutet, eigentlich? Begleitet

es den Menschen schon lange auf seinem Erdendasein? Die Zoologen sagen, daß es im Europa der jüngeren Steinzeit schon gehalten worden sei. Stammrasse war wohl das europäische Wildschwein, doch kaum allein, denn auch in Ostasien, vor allem in China, wurden seit uralter Zeit Schweine gezüchtet. Mitteleuropa, wahrscheinlich das Ostseegebiet, Ostasien und eine Gegend südlich der Alpen werden als die Stellen angesehen, an denen der Mensch das Schwein fing und zu halten begann, aber es wird unklar bleiben, in welchem dieser Gebiete es zuerst geschah. Jedenfalls werden die Menschen, die diesen Versuch als erste unternahmen, bereits sesshaft gewesen sein. Denn man kann sich nicht vorstellen, daß sich Nomaden, ihren Wohnort immer wechselnde Völker, mit der Züchtung des Schweines beschäftigt hätten. Man kann eine Herde von Rindern, Pferden oder Schafen auf der Wanderung vor sich hertreiben, aber würde man es mit Schweinen versuchen, so würde es nicht gut ausgehen. Es fällt schon schwer, ein einzelnes Schwein dahin zu treiben, wohin man es haben will, aber nun gleich eine Herde? Nein, wo man Völkern mit Schweinehaltung begegnet, kann man sicher sein, daß sie nicht nomadisieren, sondern sesshaft sind.

Die Germanen schätzten das Schwein ebenso wie die Griechen und Römer und lieferten sogar saftige Schinken nach dem genußsüchtigen Rom. Aber es gab auch Völker, die den Genuß von Schweinefleisch ablehnten, weil sie das Tier verachteten. Die semitischen Völker bezeichneten das Schwein als „unrein“, so wie unsere mittelalterliche Kirche verbot, Pferdefleisch zu essen. Zuweilen hört man, jene Völker verschmähten das Schweinefleisch, weil es in heißeren Ländern unbekömmlich sei. Aber das kann nicht der Grund sein, da doch die Völker der Südsee nichts lieber essen als zwischen heißen Steinen geröstetes Schweinefleisch und es ihnen aufs beste bekommt.

Anders als bei den meisten Haustieren lebt neben der domestizierten auch noch die wilde Form, das sehr wehrhafte europäische Wildschwein, gekennzeichnet durch einen langgestreckten Schädel, das lange Gesicht und den ausgeprägten Rüssel. Neben dem Wildschwein ist das asiatische Bindenschwein, das eine weiße Binde an jeder Seite des Kopfes hat, als Stammform der ostasiatischen Schweine anzusehen. Die Zoologen nehmen heute an, daß die alten europäischen, jetzt durch Einkreuzung nicht mehr reinen Landschweinrassen vom europäischen Wildschwein abstammen, während die eingeborenen asiatischen Hausschweine, die seit vielen Jahrzehnten zu dieser Einkreuzung herangezogen worden sind, auf dieses Bindenschwein zurückgehen, das auf Sumatra lebt.

Auch für das Hausschwein gibt es als frühe Form ein „Torfschwein“, das die Pfahlbauern kannten, nachdem sie bereits den Hund, das Schaf und die Ziege an sich gewöhnt hatten. Aber das Schwein ist eines der jüngsten Haustiere. Die ältesten Funde vom Hausschwein, die man in Norddeutschland, in der Schweiz, in Norditalien, in den Sudeten und in Holland gemacht hat, gehen in die jüngere Steinzeit zurück, insbesondere den Zeitraum von viertausend bis zweitausend vor unserer Zeitrechnung. Im alten Ägypten wurden die Schweine gelegentlich zum Eintreten der Saat benutzt. Das ist insofern merkwürdig, als das Schwein eigentlich ein Wühler ist, der den Boden auflockert und also hier eine Arbeit leistet, die seinem sonstigen Verhalten nicht entspricht. Doch läßt sich das Schwein erstaunlich gut abrichten, wie im Zirkus auftretende gelehrige Schweine beweisen oder auch jene Schweine, die in manchen Gegenden Frankreichs mit feiner Nase die im Boden vergrabenen Trüffeln aufspüren.

Die Spanferkelchen, über die wir uns so gefreut haben, sind rosig wie Marzipan; ihre Verwandten, die jungen erdbraunen

Wildschweine, die man Frischlinge nennt, haben helle Längsstreifen. Die Wildschweine wühlen sich Eicheln und Wurzeln, Pilze, Insektenlarven, Würmer und Schnecken, aber auch Aas als Nahrung aus dem Waldboden. Das männliche Wildschwein nennt der Jäger Keiler, das weibliche Bache. Die Wildschweine haben kein Ringelschwänzchen, das haben sich erst die Hausschweine angeschafft. Auch die gewaltigen Schlappohren sind eine Errungenschaft der Domestikation. Das Wildschwein, seinem ganzen Körperbau nach für das Leben im Waldesdickicht geschaffen, kann dem Jäger recht gefährlich werden. Die Hauer des Keilers sind eine ansehnliche Waffe. Wenn unser Hausschwein sich mit Vorliebe an rauhen Flächen reibt oder sich in Suhlen wälzt, dann entspricht solches Gebaren dem Verhalten des Wildschweines, das den Körper damit vor Ungeziefer schützen wollte, indem es sich eine „Dreckschwarte“ zulegte. Obendrein hat es sich vielleicht erfrischen wollen. Das Hausschwein hat nun kein Ungeziefer; aber dennoch freut es sich an einer Fläche, an der es sich scheuern kann, und über ein „Schlammbad“. Das Hausschwein erlangt ein erhebliches Gewicht und wird dann schwer in seinen Bewegungen — das Wildschwein ist gewandt und kann „im Schweinsgalopp“ davonstürmen, wobei sich seine Hufe spreizen und dadurch ein allzu tiefes Einsinken in den schlammigen Boden verhindern. Es ist kein Steppen-, sondern ein Sumpf- und Waldtier, für die Forstwirtschaft nützlich und schädlich zugleich, wobei Nutzen und Schaden je nach der Örtlichkeit unterschiedlich sind. Hat sich doch schon vor hundertfünfzig Jahren einmal ein württembergischer Pastor bei einem Landesherrn beklagt: „Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine alleruntertänigsten Kartoffeln gefressen.“ Geruch und Gehör des Schweines sind sehr gut; seine kleinen „Schweinsäuglein“ hingegen sehen nicht

besonders scharf. Im Temperament sind Wildschweine und Hausschweine grundverschieden. Aber es ist nicht schwer, ein junges Wildschwein aufzuziehen, sogar mit der Milchflasche. Schweine gewöhnen sich leicht an den Menschen. Was lag näher, als sie zu Haustieren zu machen! Wenn sie auch widerborstig waren und es zuweilen auch noch als Hausschwein zeigten, so lohnte es sich doch, wenn man seinen unersättlichen Appetit stillte.

Es kommt darauf an, die größtmögliche Menge von Körpermasse in kürzester Zeit zu erzielen. Ein sehr gutes Schwein wirft bis zu zwanzig Junge, manchmal sogar noch darüber, und sein Durchschnittsgewicht beträgt etwa vier bis fünf Zentner. Die Schweinezucht nimmt heute in der Wirtschaft aller Völker einen großen Raum ein. Bei uns unterscheidet man drei große Gruppen von Schweinen: das deutsche unveredelte Landschwein, das am meisten verbreitete weiße deutsche veredelte Landschwein und das weiße deutsche Edelschwein. Aus Südhina werden schon seit hundert Jahren Schweine nach Europa gebracht, die auch die europäischen Zuchten durch Kreuzung verbessert haben. Das in China weit verbreitete Maskenschwein hat große Ohren und eine sehr faltenreiche Haut, das Chinaschwein kleine Ohren und dann lange Borsten, die für China einen wichtigen Ausfuhrartikel darstellen. Die Schweine auf Neuguinea, die die Papua so gern essen, sind nichts als verwilderte Hausschweine. Ein schwarzes Schwein ist das Berkshire-Schwein, das ursprünglich aus dem südlichen Zentralengland stammt und dessen Kopf eine ausgesprochene Mopsbildung zeigt.

Stimmlich verfügt das Schwein über eine ganze Skala von Tönen, die nicht immer unser Entzücken erregen. Zwischen dem gemütlichen Grunzen und dem schrillen Quieken aus Angst fehlen keine Zwischentöne.

Warum wohl spricht man vom „Glücksschwein“, warum hat man „Schwein“, wenn eine Sache gut ausgeht, ohne daß man selbst etwas dazu getan hat? Das hängt vielleicht damit zusammen, daß schon im Mittelalter der letzte Preis, also eine Art Trostpreis, beim Kegelspiel, beim Vogelschießen oder bei anderen Wettspielen zumeist ein Schwein war, mit dem sich immerhin sehr vielerlei anfangen ließ. Aber doch lag ursprünglich in der Redensart ein Spott, weil es sich um den letzten Sieger handelte, und der Pritschenmeister pflegte den Gewinn dann auch mit entsprechenden spöttischen Bemerkungen zu überreichen. Dennoch wird man ein geschenktes oder gewonnenes Schwein auch in diesem Falle nicht verachten, denn es gibt wohl kaum ein Haustier, das so viel Nutzen bringt und von dem zuletzt so wenig übrig bleibt wie vom Schwein. Sogar die Borsten begegnen uns noch an Pinseln, Bürsten oder Besen, wenn Wurst und Schinken schon längst verzehrt sind. Und so ist die Erinnerung an den Spott verschwunden, aber die Freude darüber, daß ein Schwein Glück bringt, ist geblieben.

Die Ferkelchen schmatzen — auch sie sollen einmal so fett wie die „Frau Mama“ werden. Wir wollen sie in ihrer angenehmen Beschäftigung nicht länger stören. Wir haben sie — Verzeihung! — zum Fressen gern . . .

Das Kaninchen

Der Ländername „Spanien“ bedeutet eigentlich „Küste der Klippschliefer“. Was das mit unseren harmlosen, allezeit still mümmelnden und schnuppernden ruhigen Kaninchen zu tun hat? Ja, das ist eigentlich ein langes Kapitel im Gesamtgebiet der Kulturgeschichte, und gerade das anspruchslose Kaninchen ist, so merkwürdig es klingt, für einige sprachliche Untersuchungen ganz geeignet. Die seefahrenden Phönizier entdeckten etwa um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung an den spanischen Küsten eine riesige Menge von Tieren, die sie für kleine Huftiere hielten, etwa von der Art wie der bei den Phöniziern wohlbekanntes Klippschliefer. Deshalb nannten sie diesen Landstrich i-shephan-im, was „Küste der Klippschliefer“ bedeutet. Den Römern klang dieses fremde Wort in ihren Ohren wie Hispania; daher der Name Spanien. Aber es waren gar keine Huftiere, die da ihre Gänge in die Erde wühlten, sondern Nagetiere, die wie Hasen aussahen. Es waren Kaninchen, die die Römer nunmehr *cuniculus* nannten. Ein unterirdischer Gang, der zum Zwecke der Befestigung wie ein Kaninchenbau in die Erde gegraben wurde, erhielt denselben Namen. *Cuniculus* ist zu „Kaninchen“ geworden. Aber wenn Worte aus einer anderen Sprache übernommen werden, dann pflegt der Volksmund sie gern zu verbiegen, einmal, damit sie sich besser in seiner Sprache sprechen lassen, und zum anderen, damit man sich dabei etwas vorstellen kann. Das Wort *cuniculus* sagte den anderen nichts, aber es klang wie „kunig“, der „König“. Also war das Tier ein „kleiner König“ oder im elsässischen

Dialekt ein Küngel, im österreichischen ein Kinighas, im Niederdeutschen ein Königshase. Im Russischen heißt es korolek, ein kleiner koról (König). So viel über den Namen dieses Haustieres, das in Mitteldeutschland auch im Scherz Stallhase genannt wird. Denn dem Hasen sieht das Wildkaninchen sehr ähnlich. Damit sind wir wieder bei der in diesem Falle recht einfach zu beantwortenden Frage, woher das Kaninchen, das in Nord- und Mitteldeutschland auch Karnickel genannt wird, stammt.

Da brauchen wir nicht erst schwerwiegende Untersuchungen anzustellen. Bei der Wahl zwischen Feldhasen und Wildkaninchen scheidet der Feldhase sofort aus, obwohl er auf den ersten Blick dem Wildkaninchen sehr ähnlich sieht. Aber bei genauerem Zusehen erweisen sich grundlegende Unterschiede. Das Hasenohr ist viel länger als der Kopf und reicht angelegt über die Schnauze hinweg, was beim Wildkaninchen nicht der Fall ist. Außerdem hat es eine schwarze Spitze, die dem Wildkaninchenohr fehlt. Auch sind die Hinterbeine des Hasen viel länger. Der Hase ist der bessere Läufer, und er muß es sein. Auch seine Jungen sind vom ersten Dasein an flink auf den Beinen; sie kommen in einer Nestmulde zur Welt und sind sofort bereit, das „Hasenpanier zu ergreifen“, wenn es für die Familie nötig sein sollte. Anders das wilde Kaninchen, das sich eine Höhle gräbt, in die es sich gleich zurückzieht, wenn der Feind naht. In einer besonderen Höhle werden die nackt und blind geborenen Jungen gesäugt und haben Zeit, sich erst an das Leben zu gewöhnen. Also scheidet der Feldhase aus der Ahnenreihe unserer zahmen Kaninchen aus. Der Feldhase hat auch heute noch nicht gern etwas mit Wildkaninchen gemein — er räumt das Feld im wahrsten Sinne des Wortes, wenn Kaninchen auftauchen. Er hält sich auch gern vom Menschen fern. Der Versuch, Feldhasen zu

zähmen, ist nicht einfach. Die Wissenschaftler sind sich auch bis heute noch nicht einig geworden, ob eine Kreuzung zwischen Hase und Kaninchen vorgekommen oder möglich ist. Nachgewiesen ist die Kreuzung bis jetzt noch nicht.

Es bleibt also nur das Wildkaninchen, und es ist ja auch heute noch leicht, ein Wildkaninchen zu zähmen, warum sollten das die Menschen vor dreitausend Jahren nicht auch getan haben? Der griechische Philosoph Aristoteles (384–322 v. u. Z.) kannte zwar das Kaninchen noch nicht, sonst hätte er es sicher beschrieben, dagegen widmet ihm der römische Naturforscher Plinius der Ältere († 79 n. u. Z.) ausführliche Worte. Infolge ihrer außergewöhnlichen Fruchtbarkeit waren damals schon die Kaninchen in der römischen Provinz Spanien eine große Landplage geworden, so daß Kaiser Augustus Abhilfe schaffen mußte. Das Kaninchen muß für Spanien Charaktertier gewesen sein. Kaiser Hadrian ließ auf Münzen, die für Spanien bestimmt waren, Bilder von Kaninchen prägen.

Was schätzt man an diesen Nagern? Was verleitete den Menschen dazu, sie zu züchten? Das war in alter Zeit das schmackhafte Kaninchenfleisch. Die eitlen Römerinnen behaupteten sogar, der Genuß von Kaninchenfleisch sei gut für einen schönen Teint. Im Mittelalter galt Kaninchenfleisch in den Klöstern als eine sehr gern gesehene Fastenspeise, so daß die Mönche Kaninchen in Ställen und Gehegen züchteten. Wer weiß, was gut schmeckt, wird es auch heute nicht verschmähen! Die Zahl derer, die es nicht mögen, wird immer kleiner.

Unsere zahmen Kaninchen weichen in Farben und Fell erheblich vom Wildkaninchen ab. Das Wildkaninchen ist dem Leben in der Dämmerung angepaßt, in der seine stumpfe Farbe es unauffällig macht. Es ist ein Nachttier, das sich Höhlen gräbt, aber nicht allzu tief, weil es Wasser nicht recht

leiden mag und das Grundwasser fürchtet. Die Abweichungen der Farbe bei den zahmen Kaninchen sind erst ein Ergebnis der Zucht. Da Tizians Bild „Madonna mit dem Kaninchen“, einem weißen, im Jahre 1530 gemalt ist, war also die Zucht verschiedener Rassen bereits im sechzehnten Jahrhundert bekannt. Auf die durch Züchtung überhaupt entstehenden Veränderungen haben wir schon mehrfach aufmerksam gemacht. Auch bei diesem einzigen Haustier unter den Nagern treten noch weitere in Erscheinung. Das Gehirn des zahmen Kaninchens ist viel kleiner als das des Wildkaninchens, denn es wird weniger „benutzt“; weniger leistungsfähig geworden sind Auge und Ohr, weil die Sinne nicht mehr so stark beansprucht werden wie in freier Wildbahn. Dafür wird aber das Gewicht des gezähmten Tieres viel größer als das des wilden.

Aber nicht nur des Fleisches wegen werden Kaninchen gehalten. Man legt Wert auf das Fell, und eine Anzahl der heutigen Rassen wird vor allem wegen des Felles gezüchtet. Fleischrassen sind zum Beispiel die Belgischen Riesen, die Deutschen Landkaninchen, die Hasenkaninchen und andere. Unter den Pelzkaninchen seien aus vielen Rassen genannt: das Chinchillakaninchen, das Silberkaninchen, das Hermelinkaninchen, das Angorakaninchen, der Weiße Wiener, der Blaue Wiener, das Alaskakaninchen. Mit Hilfe von Schablonen werden den Fellen auch Musterungen aufgetragen, wie etwa Leopard, Ozelot, Lyraskunk, Hamster.

Das Kaninchen kann neuerdings bis zu sechsmal jährlich vier bis zwölf Junge werfen. Das bedeutet eine ganz gewaltige Fruchtbarkeit, die zu einer großen Landplage ausarten kann, wie das in Australien und auf Neuseeland der Fall ist, nachdem die Engländer dort 1862 eine kleine Zahl ausgesetzt hatten. Keine Art der Bekämpfung genügte, sie zu beseiti-

gen, so daß man dazu übergehen mußte, künstliche Seuchen unter den Kaninchen hervorzurufen. Das Verfahren ist nicht unbedenklich und bedarf gründlichster Voruntersuchungen. Die Anpassungsfähigkeit der Tiere war so groß, daß sich beispielsweise die Menschen auf der Insel Santo Porto bei Madeira im Jahre 1418 der Kaninchen nicht mehr zu erwehren wußten, ausrückten und ihnen die Insel überließen.

Nun, solche Gefahr brauchen wir von unseren Stallhasen nicht zu befürchten. Es hat etwas Beruhigendes, einem selbstzufrieden mümmelnden Kaninchen zuzusehen. Ihm gut sein zu dürfen und sein seidenweiches Fell zu kraulen, lohnt allein schon die geringe Mühe, die seine Haltung macht.

Die Enten

„Alle meine Entchen schwimmen auf dem See, Köpfchen in das Wasser, Schwänzchen in die Höh'!“ So heißt's im Kinderlied, und das ist nicht das einzige Mal, daß sich die Kinderpoesie dieses zum mindesten im männlichen Geschlecht sehr farbenprächtigen, zahnschnäbligen Schwimmvogels annimmt. Wer ein Entenvolk im Wasser belauscht, der kann an dem geschäftigen Paddeln und Gründeln, an dem drolligen Hin und Her und dem unaufhaltsamen Gequacke seine helle Freude haben! Gerade, als ob die Herren Enten, die Enteriche oder Erpel, sich ihres prächtigen Gefieders mit dem metallisch grünen Hals und dem weißen Halsband bewußt wären, schießen sie selbstbewußt durchs Wasser, wobei die mittleren Schwanzdeckfedern aufwärts gekrümmt wie die Fahne am Heck eines Prunkschiffes aus dem Körper herausragen. Man sagt, daß die Familie Ente, deren Sprößlinge vom Beginn ihres Erdendaseins an schwimmen können, ein vorbildliches Eheleben führe. Das stimmt nicht, denn der Erpel ist ein Meister in Seitensprüngen. Seine brütende Frau interessiert ihn jedenfalls nicht.

Auch die Wildform der Ente lebt noch in der Gegenwart, gesellt sich zuweilen sogar zu den zahmen Enten, und es kommt oft auch eine Kreuzung zwischen beiden vor, ohne daß der züchtende Mensch dabei seine Hand im Spiele hat. Wir brauchen auch nicht lange nach der Antwort auf die Frage zu suchen, welche Gründe den Menschen zur Haltung der Ente bewogen haben. Ein Entenbraten ist eine gute Sache, und wenn er auch zu den Gerichten gehört, die etwas schwer

im Magen liegen, so weiß man doch, was man an ihm hat, und man ißt ihn ja nicht jeden Tag. Wichtig ist uns die Ente auch als Eierlieferant. Eine Ente kann bis zu hundertfünfzig Eier und mehr im Jahre legen, von denen das Stück über hundert Gramm Gewicht erreichen kann.

Als Haustier ist die Ente vermutlich erst in Ostasien erschienen, in China, Japan, auf Java und den Philippinen. Wer die wundervollen Bilder und Zeichnungen der großen chinesischen Künstler aus alter und neuer Zeit betrachtet, der sieht, welche hervorragenden Entenbilder es hier gibt. Die ostasiatischen Enten zeichnen sich durch ein besonderes Körpergewicht aus. Auch in Amerika hat es schon in der vorkolumbischen Zeit jene Hausente gegeben, deren Ahne die ins Schwärzliche spielende südamerikanische Moschusente ist. Die alten Peruaner nannten sie nunuma, und ein portugiesischer Forschungsreisender aus der Entdeckungszeit berichtet, daß sie während des Fressens außerordentlich „schmatzte“. Aber daher rührt nicht etwa die Bezeichnung „Schwein unter den Vögeln“, sondern vielmehr daher, daß die Ente ein Allesfresser und wenig wählerisch ist. In Europa ist die Ente verhältnismäßig spät Haustier geworden, viel später als die Gans. Die ältesten Nachrichten reichen bis ins historische Altertum; im alten Ägypten hat es jedoch niemals Entenzucht gegeben, und auch dem griechischen Dichter Homer ist die Ente noch unbekannt. Dagegen wußten die Römer des Altertums und ihre Köche um die Ente genau Bescheid. In Süd- und Mitteleuropa ist sie mit Beginn unserer Zeitrechnung Haustier geworden.

Eine besondere Form hat der Entenschnabel, der an der Wurzel breiter als hoch ist. Nach ihm wurde gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Fußbekleidung genannt, die damals in der Mode die Schnabelschuhe ablöste. Die Spitze

des Schuhs war dem Entenschnabel nachgebildet. Das Leben der Wild- oder Stockente spielt sich mit Vorliebe im Schilf und auf dem Wasser, aber auch auf den Wiesen ab. In großen Scharen streichen die Vögel umher, fallen in die Gewässer ein und fliegen aus dem Wasser auf, wenn Gefahr droht. Sie fliegen in der Form der „Kette“, wobei die Vögel seitlich derart gestaffelt sind, daß jeder Vogel den Vordermann seitwärts überragt. Friedrich von Lucanus spricht die Vermutung aus, daß eine solche Formation den Zweck haben könnte, den Vögeln auf ihrem geselligen Fluge ein freies Gesichtsfeld zu schaffen, während man anderseits in solchen Flugformationen auch Erleichterungen für die Überwindung des Luftwiderstandes sieht. Eine solche Deutung wird allerdings nach den neuesten Forschungen bestritten. Dabei bleibt auffällig, daß nur wenige Vögel solche Flugordnungen bilden.

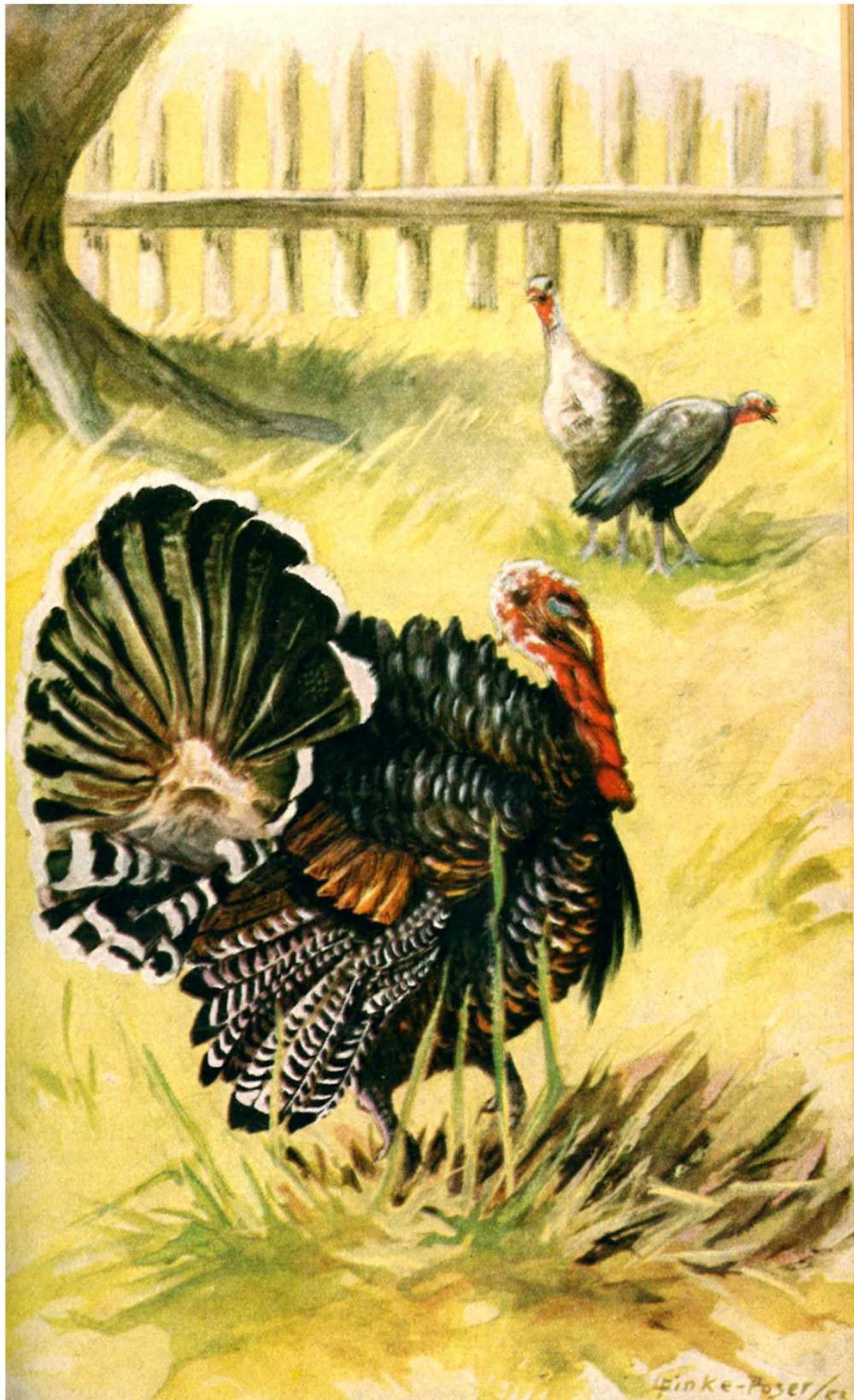
„Köpfchen in das Wasser“ — es wurde bereits gesagt, daß die Enten Allesfresser sind. Die Nahrung wird vom Wassergrund heraufgeholt, aber dabei wird nicht getaucht; die Enten „gründeln“ vielmehr, wobei sie den Leib senkrecht auf dem Wasserspiegel in die Höhe stellen und nur mit Kopf und Hals tauchen. Das setzt voraus, daß das Wasser nicht zu tief ist. Nur in der Gefahr taucht die Schwimmente, und auch nur für kurze Zeit. Die Enten finden im Schlamm des Grundes Weichtiere und Würmer. Sie lieben Fischlaich und Insektenlarven, und gerade die Jungen, die nach der Geburt aus dem verhältnismäßig hohen, mit eigens ausgezupften Daunengepolsterten Nest in den Weidenbäumen den Sprung auf die Erde wagen müssen, wenn sie nicht im Nest verhungern wollen, gerade diese Kücken vertilgen Mengen von Stechmückenlarven, weshalb man die Enten mit größtem Erfolge

Die Tafeln zeigen: Pommersche Gänse; Haushuhn, Italiener;
Truthühner; Ren vorm Schlitten





B. K. P. 1900



Finke-Pöser/ea



Tinker-Poyser

in mückenverseuchten Gewässern zur Bekämpfung der Plage eingesetzt hat. Die gefräßige Ente ist nicht wählerisch; der wie ein Sieb arbeitende Schnabel hält alles Genießbare zurück, und die „Entengrütze“ setzt sich zuweilen aus merkwürdigen, hygienisch und bakteriologisch nicht immer ganz einwandfreien Bestandteilen zusammen. Das ist der Grund, weshalb man Enteneier nur gekocht genießen soll. Der Dung, den die Enten auf den Viehweiden absetzen, ist für das Gras sehr wertvoll. Außerdem fressen sie die dort umherkriechenden Schnecken, die als Zwischenträger des Leberegels den Schafen zu schaffen machen.

Während bei den meisten Vögeln der Mann „die große Lippe“ riskiert oder der bessere Sänger ist, verhält sich der Stockerpel viel leiser als seine „bessere Hälfte“. Er lockt mit einem eintönigen „Räp“, während die Ente quakt und quakt, als wäre die Welt dauernd voller Neuigkeiten. Auch bei den Enten stellt das laute Gebaren eine Art Stimmführung innerhalb des großen Schwarmes dar.

Die Hausente hat auf einige „wilde“ Angewohnheiten verzichtet. Beispielsweise gibt sie sich mit einem Strohnest in der Stallecke zufrieden. Die Zucht, deren Ergebnis heute viele Rassen, auch gänzlich weiße, sind, ist nicht schwer und doch einträglich. Eine besondere Form, die stark von der eigentlichen Schwimmentenform abweicht, sind die aufrecht in Pinguin-Form gezüchteten Laufenten. Sie sind nicht allzu fleischig, aber dafür durch die Qualität ihres Fleisches bekannt. Die Wildente ist kein eigentliches Tagtier. Sie liebt die Dämmerung. Wenn ihre Feinde, wie der Seeadler, der Habicht, der Adler und der Wanderfalk, nicht mehr fliegen, dann ist ihre Zeit. In der Nacht kann sie ungestört fressen und sich den Bauch füllen. Höchstens auf den Uhu hat sie mancherorts zu achten.

Es gibt noch eine ganz andere Ente, die gar nichts mit unserem Haustier zu tun hat; das ist die Zeitungsentente. So pflegt man eine Falschmeldung in der Zeitung zu nennen. Woher kommt der Ausdruck? Da hat der niederländische Schriftsteller Cornelissen um das Jahr 1804 herum erzählt, er habe in Paris gehört, daß Professor Jean Pignon die Gefräßigkeit der Enten untersucht habe. Er habe sich zwanzig Enten kommen lassen und habe jede Viertelstunde eine Ente getötet und sie den Überlebenden als Nahrung gereicht. Nach reichlich fünf Stunden sei nur noch eine einzige Ente übriggeblieben, die also alle andern neunzehn Enten in sich aufgenommen habe. Diese seltsame Geschichte dürfte eine „Ente“ sein. Vielmehr wird der Ausdruck wahrscheinlich mit der im sechzehnten Jahrhundert aufgekommenen Bezeichnung „blaue Ente“ für Lüge oder der weiteren Abwandlung des Wortes „Legende“ in „Lug-Ente“ zusammenhängen. Johann Fischart, der Satiriker seiner Zeit, schrieb um 1575 von eines „Magisters Lauschers mächtigen Lüg-Enten“, und zur gleichen Zeit gebraucht ein anderer die Zeilen: „Es seind fürwahr nit blaue Enten, es ist Ernst und Wahrheit gar.“ Das Wörtchen „blau“ gibt zu denken: blauer Dunst, blauer Montag, blaue Ente – aber wohin geraten wir! Die Ente ist gar nicht blau, sondern da gibt es die weißen Pekingenten mit dem gelben Anflug, die zartfleischige Rouen-Ente, die hellgelben Orpington-Enten, die graublauen Schwedenenten, die gewichtigen Aylesbury-Enten und alle die anderen Rassen, die sich der Mensch herangezogen hat. Er ist kein Kostverächter . . .

Die Gänse

Es will uns heute, wo wir den Füllhalter in der Tasche tragen oder Briefe in die Schreibmaschine diktieren, nicht recht in den Kopf, daß Männer wie Voltaire, Goethe oder Puschkin ihre unsterblichen Gedanken mit der Gänsefeder zu Papier brachten. Die Stahlfeder hat nichts Schmiegsames an sich, wenigstens nicht die, mit der man schreibt und die ihren Namen nach der Gänsefeder oder dem Gänsekiel erhalten hat, mit dem die Mönche und gelehrten Herren das ganze Mittelalter und die folgenden Jahrhunderte hindurch aufzeichneten, was sie bewegte. Das spitze Federmesser, mit dem man sich den Gänsekiel zuschneidet und spaltet, ist ja heute noch da am Taschenmesser und erinnert die Älteren unter uns daran, daß es unseren Urgroßvätern ein wichtiges Handwerkszeug bedeutete, ohne das sie keine Bücher führen und keine Briefe schreiben konnten.

Die gelehrten Herren der alten Zeiten waren auch Menschen, die wußten, daß eine „gut gebratene Gans“ in der Pfanne eine appetitliche Angelegenheit sein kann, bei der einem das Wasser im Munde zusammenläuft. Hat man den ersten Bissen gekostet, dann findet man besondere Worte der Anerkennung für das köstliche Haustier, das so oft als „dumme Gans“ bezeichnet wird. Diese Bezeichnung stimmt nun ganz und gar nicht; im Gegenteil, tierpsychologische Versuche beweisen, daß die Gans ein sehr kluger Vogel nicht nur unter dem Hausgeflügel ist, sondern vielleicht einer der gescheiterten Vögel überhaupt. Man muß wieder an ihre Herkunft denken. Wer Wildgänse beobachtet und gejagt hat, weiß, wie

schwer es ist, überhaupt an sie heranzukommen. Dem Tierkenner ist es nichts Neues, daß die Wildgänse sogar eine Wache ausstellen, die augenblicklich Alarm schlägt, wenn sich Wildkatzen, Füchse, Iltisse oder Fischottern auf leisen Sohlen in feindlicher Absicht nähern. Die Gänse kennen auch ihr Heim ganz genau.

Die Ägypter und auch die Römer haben den Gänseverstand höher eingeschätzt als wir. In Ägypten, wo wir sie schon auf den ältesten Bildzeugnissen finden, war die Gans der Göttin Isis heilig, und bei den Römern war der große Schwimmvogel der Göttin Juno geweiht. In Rom haben ja die Gänse auch einen Beweis ihrer Klugheit und Wachsamkeit abgegeben, als sie durch ihr lautes Gegacker das Kapitol vor der Überraumplung durch die Gallier retteten. Während die Hunde noch schliefen, waren die Vögel bereits „im Bilde“, daß sich Außergewöhnliches vorbereitete. Bei den Griechen galt die Gans als ausgesprochen schöner Vogel, dessen Lieblichkeit die Dichter besangen, und Penelope, die Frau des Seefahrers Odysseus, hielt sich eine kleine Gänseherde, nur weil die Gänse so schön anzusehen waren. Im Mittelalter aß man die Gans besonders gern am Tage des Heiligen Martin, am 11. November, und um die „Martinsgans“ rankte sich viel Volksbrauch und törichter Aberglaube.

Die Urahne dieses ältesten zahmen Nutzvogels, der zur Pfahlbauzeit noch in Europa fehlt, ist die Grau- oder Wildgans. Sie ist in ganz Mitteleuropa daheim und berührt auf ihrem Zug auch Südeuropa. Kennlich ist sie an ihrem orangefarbenen Schnabel, ihrem grauen Gefieder und den fleischfarbenen blassen Füßen. Ihre ganze Form freilich ist — man kann sagen: eleganter und schlanker als die der verfetteten und unter der Last ihres Gewichtes einherwatschelnden gezähmten Nachkommen. Ein ausgesprochen scheues und vorsichtiges

Tier ist die Wildgans, das gut zu der herben und nebeligen Landschaft paßt, in der es brütet. Wenn eine isländische Rechtssammlung des sechzehnten Jahrhunderts ihren Namen, nämlich „Gragas“ = Graugans, trägt, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß auch dort ihre Wachsamkeit und Aufmerksamkeit beobachtet wurde.

Während die scheue Wildgans, die auf weiten, ruhigen Seen und im Schilf lebt, bei Gefahr ihr Heil meist in der Flucht sucht, greift die Hausgans den, der sie reizt, gern an, und auch mancher Mensch, besonders kleine Kinder, haben schon recht unliebsame Bekanntschaft mit dem gewichtigen Vogel und seinem scharfkantigen Schnabel gemacht. Gewichtig ist er; sieben oder acht, ja sogar zehn Kilogramm schwere Gänse sind keine Seltenheit. Ist der Gegner in die Flucht geschlagen, schallt das schrille Triumphgeschrei der ganzen Herde ihm noch lange nach. Die Wildgans läßt sich nicht schwer zähmen. Der große Vogel blieb gern beim Menschen, nachdem er ihm einmal willig gefolgt war. Denn wenn der erste Eindruck, den das Kücken gewinnt, einmal der Mensch ist, dann pfeift es auf seine Verwandtschaft und folgt dem Menschen. Die Gans brachte allerlei Vorteile, gab Eier, Fleisch und schließlich auch die wichtigen Federn. Gerade die Römer schätzten, als ihr Leben sich mehr und mehr der Verweichlichung zuneigte, die Federkissen besonders hoch. Der römische Naturforscher Plinius stellt fest: „Wir sind jetzt zu dem Grad von Verweichlichung gelangt, daß sogar Männer ohne eine solche Vorrichtung ihr Haupt nicht niederlegen können.“

Zu manchen Zeiten sperrte man die Gänse auch auf engstem Raume ein, um sie zu „stopfen“ oder zu „nudeln“. Diese Tierquälerei — denn eine solche ist es — ist allerdings jetzt erfreulicherweise bei uns verboten.

An sich sind Gänse sehr friedliche Tiere, die, wie übrigens

alle Haustiere außer der Katze, auch gesellig leben. Sie kennen sogar so etwas wie eheliche Treue fürs ganze Leben, und selbst der verwitwete Gänserich oder Ganter dürfte schwer zu einer neuen Verheiratung zu bewegen sein. Sie werden auch nicht um das Futter miteinander hadern. Daß sie ohne aufzuhören schnattern, wird fälschlicherweise als Dummheit ausgelegt. Aber das Schnattern entspricht dem ursprünglichen Verständigungsbedürfnis innerhalb der Herde. Es ist ein „Stimmführungston“. Gänse gehen im „Gänsemarsch“. Diese Marschordnung, eine Eigenart des Herdentieres schlechthin, läßt ein Tier hinter dem andern gehen, weil sie sich ursprünglich durch dichte Binsen und Schilf gefolgt sind, wobei der Folgenden der Weg durch die Vorangehenden erleichtert wurde. Im Bauernhof und freien Gelände hat es diesen Sinn nicht mehr. Allerdings geht der Marsch hier auch in leicht geschrägter Form gestaffelt vor sich. Findige Forscher erklären es damit, daß auf diese Weise jedes Tier einen noch unbetretenen Futterstreifen vorfinde.

Die Gänsezucht, die heute besonders in Ungarn und Polen betrieben wird, war früher in Deutschland viel bedeutender als in unseren Tagen. Der Tribut an die die Bauern auspresenden Landbesitzer wurde damals oft auch in Gänsen entrichtet. An sich ist die Gans anspruchslos in ihrer Nahrung; aber sie muß schließlich gutes Futter haben, wenn sie sehr fett werden soll. Sie frißt Gräser, Kräuter, Wurzeln und Kartoffelabfälle, aber, da sie einen erheblichen Appetit hat, möchte man schon mit mancherlei Zusatznahrung nachhelfen. Sie kann übrigens bis zu zwanzig Jahren alt werden. Eine Schwimmgeliegenheit wird die Aufzucht der Gänse immer fördern, wenn diese auch nicht des Wassers so bedürfen wie die Enten.

Eine gute deutsche Gans ist die Emdener Gans, die ursprünglich

an der deutschen Nordseeküste zu Hause war und die dann mit der schweren südfranzösischen Toulouser Gans noch gekreuzt wurde, einer Rasse, deren Bauch bis auf die Erde reicht. Die weißen Emdener Gänse sind wegen ihres zarten Fleisches bekannt. Eine andere bedeutsame und wirtschaftlich ergiebige deutsche Rasse stellt die Pommersche Gans dar, die leicht zu mästen ist und gern brütet. Sie hat gelegentlich in ihrem Federkleid graue Flecken. Das Brustfleisch des großen und schweren, vorn sehr breiten Tieres wird sehr geschätzt. Die Stammform der Gänse des alten Ägyptens ist vielleicht die schön gezeichnete Nilgans gewesen, die sich durch ihre Schmackhaftigkeit ausgezeichnet hat. Sie ist nie nach Europa gekommen, sondern als Haustier mit den Pharaonen verschwunden. Es gibt auch heute kaum Hausgänse in Afrika. Die „Gänsehaut“, die uns bei einem Schreck oder bei einem Frösteln überläuft, ähnelt wohl der Haut der gerupften Gans; aber sie wird durch das Aufrichten der feinen Haare auf der Haut bedingt, wenn sich die kleinen glatten Hautmuskeln zusammenziehen. Die „Gänsefüßchen“ dagegen, wie die Anführungszeichen genannt werden, heißen anderswo auch „Hasenöhrchen“ – welche Ähnlichkeit da zugrunde liegt, das festzustellen, dazu gehört schon Phantasie. Und wie gut „Gänsewein“ schmecken kann, wird jeder Durstige bestätigen, dem an heißen Sommertagen ein Glas frischen Wassers gereicht wird.

Das Hubn

„Ihrer Hühner waren drei und ein stolzer Hahn dabei —“, so beziffert Wilhelm Busch den Hühnerbestand der Witwe Bolte, dessen sich die bösen Buben Max und Moritz durch den Schornstein bemächtigen. Aber ein Hahn wird auch mit sechs bis zwölf Hennen fertig, ohne daß auf dem Hühnerhof Unzuträglichkeiten entstehen. Das heißt: so, wie wir das von den friedfertigen Gänsen berichten konnten, ist das im Hühnervolk nicht. Die Hühner, vor allem ihre südlichen Formen, geraten gelegentlich um des Futters willen in Streit. Auch unter ihnen sind die Temperamente unterschiedlich. Wenn wir auf Ausstellungen des Rassegeflügels Umschau halten, wenn wir die quicklebendigen, nervösen Zwerghühner neben den zweieinhalb bis drei Kilogramm schweren Wyandottes (sprich Weiändotts) oder den jährlich hundertfünfzig bis zweihundert Eier legenden Leghorns, den italienischen Leghühnern, sehen, dann möchten wir annehmen, auch die Schar ihrer Ahnen sei vielfältig und vielgestaltig. Aber das ist ein Irrtum. Einzig und allein das Bankivahuhn, das in Ostindien und den malaiischen Ländern wild lebt, ist es, wie schon Charles Darwin erkannte, von dem alle Haushuhnrassen, die sich der Mensch heranzüchtete, abstammen. Es haust in den dichten Wäldern dieser warmen Gegenden; der Hahn ist am Hals und am Rücken goldgelb, orangerot und rötlich- bis purpurbraun, mit schwarzer, sichelförmiger Schwanzfeder, die Henne ist bescheiden rebhuhnfarbig. Nachts bäumen sie auf, und zwar suchen sie sich sehr hohe Zweige aus. Etwas von der Gepflogenheit scheint noch in unsern Haushühnern

zu stecken, wenn sie im Hühnerstall den höchsten Sitz zu ergattern suchen. Allerdings sind diese Streitigkeiten um den Sitzplatz auch Reste alter Ordnungskämpfe, wobei das Verhältnis Hahn und Hennen eine Rolle spielt. Damit solche Kämpfe die Legetätigkeit nicht beeinflussen, empfiehlt es sich, im Hühnerstall die Sitzstangen alle in gleicher Höhe anzubringen. Das Nest wird vom Bankivahuhn einfach am Boden ausgescharrt, und die acht bis zwölf Eier werden hineingelegt. Der Bankiva-Hahn kümmert sich um seine Kinder genau so wenig wie unser Haushahn. Aber wir wollen den stolzen Vater in Schutz nehmen: er lebte auch in Einehe, und erst durch die Domestikation sind ihm so viele Frauen zugeführt worden. Nun hat er zu viele Frauen, zu viele Kinder, als daß er sich um jedes Kücken kümmern könnte — wo käme er da hin?

Der Hahn kann wirklich stolz sein, daß seine ganze Sippschaft seit langer Zeit über die ganze Welt verbreitet ist. In Europa ist das Huhn nicht allzu alt. Die Pfahlbauten erzählen nichts von ihm. Auch im alten Ägypten, im alten Assyrien, im Palästina der Bibel und im alten Griechenland bis etwa 600 vor der Zeitwende sucht man vergeblich nach Angaben über Hühner, während die alten indischen Epen aus der Zeit um 1500 vor der Zeitwende und die iranischen Avestaschriften das Huhn als Haustier nennen. In China war das Huhn auch bereits um 1400 vor der Zeitwende bekannt. Karl der Große machte auf seinen Staatsgütern das Halten von Hühnern zur Pflicht. Die Griechen, die das Huhn im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung kennenlernen, bezeichnen es anfangs geradezu als „persischen Vogel“. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts hat der römische Feldherr Caesar Hühner schon in Britannien angetroffen.

Der Neuen Welt hat Kolumbus die Bekanntschaft mit dem

Huhn gebracht. Dort war bisher nur der Truthahn zu Hause. Schon vierzig Jahre nach der Entdeckung Amerikas war die Hühnerzucht am oberen Amazonasstrom bekannt. In Deutschland blühte die Geflügelhaltung vom Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Kriege, später ging sie stark zurück.

Die Kampflust des Hahns, der wir fälschlicherweise einen aufgeblasenen Stolz unterlegen, weil wir immer vergessen, daß die Tiere gewisse menschliche Eigenschaften, die Denken und Verstand voraussetzen, nicht haben können, diese Kampf- lust wird in manchen Gegenden der Erde in Hahnenkämpfen zur Schau gestellt, so in seiner Heimat und in Mittelamerika, besonders in Mexiko. Leider geht es da auch tierquälerisch zu, insofern, als man den Kampfhähnen eine Dolchspitze an die Sporen setzt.

Das Hühnerei, das je nach der Rasse vierzig bis siebenzig Gramm wiegt und einer Brütezeit von einundzwanzig Tagen bedarf, ist besonders gehaltreich an Nährstoffen. Die Kücken sind Nestflüchter und fressen und piepen vom zweiten Tage an. Dieses unablässige Piepen der Kücken, die der Glucke bei Gefahr unter die Flügel kriechen, war in der Wildnis nötig; die Tiere stammen aus einem Lande, in dem Pflanze an Pflanze wuchs, und wie leicht konnte ein Kücklein der sorgenden Mutter verloren gehen, wenn es sich nicht durch Laute bemerkbar gemacht hätte.

Hühner sind schlechte Flieger, aber um so besser auf den Beinen. Es ist gar nicht so einfach, eine laufende Henne einzufangen. Scharren können und müssen Hühner – von früh bis abends. Nein, bis zum Abend nicht, denn sie gehen zeitig schlafen. „Mit den Hühnern schlafen gehn“ heißt ja, zeitig zu Bett gehen. Hühner sind Augentiere; in der Dämmerung versagen ihre Augen. Bei Schnee werden sie leicht schneblind. Daß „die blinde Henne auch einmal ein Korn findet“,

will sagen, daß jemand Erfolg haben kann, von dem man es gar nicht erwartet hat. Daß ihr Auge dem peinvollen Hühnerauge gleichen soll, das den Menschen zuweilen quält, ist nur sehr äußerlich gesehen und recht weit hergeholt. Die Hühner lassen sich leicht übertölpeln, sonst würden sie wohl nicht so geduldig und ahnungslos auf untergeschobenen Porzellaneiern sitzen. Daß diese Täuschung möglich ist, erklärt sich daraus, daß es hier nur auf die Auslösung eines „Kontaktgefühls“, eines Berührungsempfindens, ankommt.

Ein kurzer Blick sei auf einige Rassen des Huhnes geworfen. Als besondere Legehühner gelten die Italiener, die einen gelben Schnabel haben, sehr anspruchslos sind und jährlich bis über zweihundert Eier legen. Ihr englisch-amerikanischer Typ sind die in Deutschland weit verbreiteten weißen Leghorns, keine Fleischhühner, aber ausgezeichnete Eierleger. Zu den Spaniern gehören die eigentlichen Spanier, die Andalusier und die Minorcas. Lege- und Fleischhühner zugleich sind die schon genannten Wyandottes, die ihren Namen nach einem Indianerstamm tragen, mit gelbem Schnabel, Rosenkamm und nackten gelben Läufen. Die auch in Deutschland beliebten amerikanischen, sehr schönen Plymouth Rocks und die kirschroten Rodeländer werden als gute Winterleger geschätzt. Es gibt Rassen mit Schöpfen und Hauben, wieder andere mit nacktem Kopf und nacktem Hals; aber wir wollen an dieser Stelle keinen vollständigen Hühnerkatalog geben. Unter den Zwerghühnern haben die nach der Hafenstadt Bantam auf Java benannten Bantams ihren Namen sogar dem Sport überlassen: Die knapp über einen Zentner wiegenden Leichtathleten heißen nach ihnen Bantamgewichtler. In Japan wird aus Liebhaberei der Phönixhahn gezüchtet; seine Schwanzfedern werden bis zu zwei Meter lang.

Unzählige Bräuche und Merkwürdigkeiten könnten hier

Platz finden, aber wir wollen schließlich bei unseren Lesern „Hahn im Korb“, das heißt beliebt bleiben und nicht aus Unwissenheit entstandene Vorstellungen aufwärmen. „Hahn im Korb“ nennt man heute im allgemeinen nur einen jungen Burschen, der sich als einziges männliches Wesen in Gesellschaft junger Mädchen befindet. Aber die Bedeutung war ursprünglich viel allgemeiner, man wollte damit schlechthin das beste Stück hervorheben. Das beste Stück der ganzen Familie im Hühnerkorb ist der Hahn. In der alten Zimmerischen Chronik aus dem sechzehnten Jahrhundert steht es schon zu lesen: „Der alwegen hievor vermaint hat, er were an dem Ort allain der han im Korbe.“

Das Truthuhn

Wenn mich jemand fragen würde, welcher Vogel auf dem Hühnerhof mir am drolligsten erschiene, würde ich keine Minute zögern und den Falstaff des Hühnerhofes, den Truthahn, nennen, weil er uns wie ein Herr Wichtig vorkommt. Weil wir Menschen, wenn wir uns ärgern, rot werden, denken wir, auch der Truthahn müsse rot werden, wenn er sich ärgert. Aber das ist natürlich falsch. Sehen wir uns den Vogel doch an: Der Fleischlappen oberhalb des Schnabels pendelt hin und her, und der Spitzbart ist ihm in Gestalt einer roßhaarartigen Quaste auf die Brust gerutscht. Sein Gewicht — es ist ein Bronzetruthahn — mag zwanzig Kilogramm betragen. Sein schön gerundeter Schwanz ist hoch aufgerichtet — nein, er ist doch auch stattlich in seinem Zorn! Schmäht mir diesen starken Hühnervogel nicht, der übers Meer zu uns kam. Er schmeckt so gut!

Er ist ein Amerikaner, ein Nachkomme des Mexikanischen Truthuhns, das der unglückliche aztekische Sonnenkönig Montezuma in ganzen Herden in Käfigen züchtete, um die Raubvögel seiner gewaltigen Menagerie damit zu füttern. Die Indianer in alten Zeiten wußten, daß die Truthühner, wenn die Eicheln und Hickorynüsse am Mississippi und am Ohio reiften, in gewaltiger Zahl herbeikamen und, Männchen und Weibchen gesondert, in Scharen tagelang durch diese Weidengründe wanderten. Sie wußten auch, daß die nahrhaften Vögel, wenn sie an einen Flußlauf kamen, stutzten, bis der erste oft nach Tagen den kühnen Gedanken hatte, in schwerfälligem Fluge das jenseitige Ufer zu erreichen.

Die riesige Vogelschar suchte ihm dann nachzueifern. Das glückte durchaus nicht allen, und mancher mußte schwimmend das Ufer gewinnen. Daß es bei solchem zerfahrenen und besinnungslosen Verhalten den Indianern leicht fiel, gute und reiche Beute zu machen, versteht sich. Diese Bilder aus alter Zeit sind aber heute alle „hinwegzivilisiert“, wie Adalbert von Chamisso sagt. Nur der Appetit auf Truthühner gegen Jahresende ist davon übriggeblieben.

Die erste Kunde von diesem „großen und schmackhaften Pfauen“ hatte der Spanier Oviedo gebracht. Das erste Paar Truthühner kam 1523 nach Europa; der Erzbischof von San Domingo sandte es dem Papste. Der reiche Jakob Fugger in Augsburg hatte Truthühner zum ersten Male als „zwo alt indianische Hanen“ auf der Tafel stehen.

Der Truthahn kommt uns anmaßend vor, wenn er vor uns steht, aber er ist es nicht. Sein Kollern ist nichts als ein Balzlaut, der uns Menschen gar nicht betrifft. Die gespreizte Stellung ist ebenfalls eine Balzstellung. Von der ursprünglichen Wildform, deren Scheu, deren Schlankheit und deren Vorsicht, ist nicht viel übriggeblieben. Aber die Puten sind zu rühmen; sie legen eine rührende Fürsorge für ihre Kücken an den Tag, und ihre Brutfähigkeit ist durch die Zähmung unglaublich gewachsen. Gewissenhaft kümmert sich die von uns ohne jeden Grund „dumm“ genannte Pute — wir haben den Haustieren so viel abzubitten — auch um dreißig bis vierzig fremde Eier oder um Porzellaneier, auf denen sie sitzt. Die Aufzucht von Truthühnkücken ist wegen ihrer Empfindlichkeit gegen Feuchtigkeit und Kälte nicht leicht, aber sie sind erwachsen um so widerstandsfähiger. Sie gewöhnen sich auch leicht ein, wie sie anderseits aber auch rasch wieder verwildern. In Grafenegg in Niederösterreich setzte man 1880 zwei Hähne und vier Hennen aus; sie vermehrten sich so, daß zwei Jahre

später schon hunderteinundfünfzig Puten ordnungsgemäß auf der Jagd abgeschossen wurden, dazu kamen die vielen, die sich die Wilderer geholt hatten. Auch die bei Anklam an der Peene ein paar Jahre später ausgesetzten Puten wurden mit ihren Nachkommen eine Beute der Wilderer.

Man hat das Truthuhn auch nach Persien, nach Indien, nach dem Kaukasus und vor allem nach China gebracht. Hier wurde das „Feuerhuhn“ schließlich ein nicht zu unterschätzender Exportartikel nach den Ländern, in denen es an die Stelle der Weihnachtsgans getreten ist, nach England und Nordamerika. Daß dieser „Komiker wider Willen“, wie man ihn genannt hat, sich angeblich nicht im Spiegel ersehen könne, ist ein oft zu hörender Unsinn — er sieht im Gegenüber den Rivalen, nicht etwa sich selbst.

Er, der oft auch „Kalekuter“ genannt wird, weil man bei seinem Auftauchen Amerika noch für einen Teil Indiens mit der Stadt Kalkutta hielt, soll sich über die rote Farbe angeblich besonders aufregen. Mit solchen Behauptungen muß man sehr vorsichtig sein. Wenn gelegentlich behauptet worden ist, das rühre daher, daß sein Hauptfeind, der Luchs, rötlich gewesen sei, so sei dem nur entgegengehalten, daß im Fell des Luchses ein ganz anderer rötlicher Ton angedeutet ist. Alle solche Vermutungen haben sehr fraglichen Wert.

Im Schleswiger Dom finden sich Truthahnbilder, von denen vorübergehend behauptet wurde, sie seien um 1270 entstanden und wären ein Beweis für vorkolumbische Beziehungen zwischen Europa und Amerika. Es hat sich aber herausgestellt, daß vier von diesen Bildern im Jahre 1891 und vier weitere gar erst bei Restaurierungsarbeiten im Jahre 1921 entstanden sind.

Wer Puten züchten will, soll dafür sorgen, daß die Vögel genügend Raum zum Auslauf haben und daß die Ställe

trocken und gut durchlüftet sind. Wenn die Puten auch starke Fresser sind, so sind sie doch nicht wählerisch. Sie können den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, daß sie eine ganze Menge schädlicher Insekten und Würmer, ja sogar gelegentlich Mäuse und Frösche und auch allerlei Unkräuter verschlingen. Sie sorgen also für ihre eigene Mast. Man soll sie aber unbedingt abends an den Stall gewöhnen, sonst erinnern sie sich ihrer Ahnen, die auf Bäumen übernachteten. Die Sitzstange im Stall muß mindestens ein Meter über dem Erdboden angebracht sein. Aber wir sind hier nicht zuständig, weitere Ratschläge zu geben. Wer Truthühner aufziehen will, wende sich an einen Züchter! Wir schätzen den Truthahn wegen seines Wohlgeschmacks, und uns vergeht aller Spott, wenn wir an jenen „großmächtigen, dicken, fetten Truthahn“ denken, der „nie auf seinen Füßen gestanden haben konnte, sonst wären sie unter ihm zusammengebrochen wie zwei Siegellackstangen“, an jenen Puter, den der Geizhals Scrooge in Dickens' „Weihnachtserzählung“ nach der Bescherung dem armen Bob Cratchit als Geschenk überbringen ließ . . .

Die Tafel zeigt: Dromedar oder Einhöckriges Kamel





Das Ren

Über die Hügel Lapplands pfeift ein kalter Wind. Selbst die Lappen scheinen verdrossen zu sein, und die stille Schönheit des Sees, an dem ihr Lager liegt, berührt sie nicht. Auf einmal erschallt Hundegebell; alles fährt aufgeregt durcheinander, jung und alt zeigt hinüber nach dem Abhang, dessen Grau vereinzelte Schneefelder weiß leuchtend unterbrechen. Auf dem Berge erscheint eine dunkle, bewegte Masse. Kommt sie nicht wie ein wandelnder Wald auf das Lager zu? Nun wird sie deutlicher! Eine ungeheure Herde von Rentieren mit dampfenden Leibern, getrieben von Hirten und Hunden, löst sich vom Dämmer des Horizontes. Die bogig nach vorn gestellten Geweihe mit den schaufelartigen Augensprossen und Eissprossen der erwachsenen Männchen sehen von weitem in der Tat aus wie entlaubte Sträucher. Die Tiere kommen von den Bergen herunter, ruhelos, oft getrieben von ihren Peinigern, den Mücken, und der Lappe, der seine Rentierherden als kostbarsten Besitz schätzt, muß ihnen folgen. Ein seltsames „Haustier“, das dem Menschen Wege und Ziele aufnötigt und ihn zum immer Wandernden, zum Nomaden macht. Aber der Mensch muß ihm folgen, denn von ihm gewinnt er in der Tundra Kleidung, Nahrung und selbst Werkzeug. Des Rentiers langhaariges, dichtes Fell, das als „Pijiki“ im internationalen Rauchwarenhandel bekannt ist, schützt ihn vor den Unbilden der Witterung, sein

Die Tafel zeigt: Lama

wohlschmeckendes Fleisch und seine Milch nähren und erquickten ihn nach langer Tageswanderung, und aus seinen Knochen verfertigt er sich einfache Werkzeuge, die er in der Muße seiner langen Tage mit geschickten Zeichnungen schmückt . . .

Obwohl das Rentier mit seinen breiten Hufen und den weit spreizbaren Zehen verhältnismäßig rasch geht, hat sein Name nichts mit „Rennen“ zu tun. Das Ren ist eins der ältesten Tiere, die der Mensch sich heranzog. Ein Bild des Tieres ist auf einem Becher aus dem vierten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung bezeugt. Aus chinesischen Annalen vom Jahre 499 unserer Zeitrechnung stammen die ältesten Nachrichten über zahme Rener in Sibirien, und von zahmen Rentieren der Lappen in Europa wird erst im neunten Jahrhundert berichtet. Näher beschreibt sie sogar erst der schwedische Geschichtsschreiber Olaus Magnus im sechzehnten Jahrhundert. Dem Namen „Ren“ begegnen wir im siebzehnten Jahrhundert. Das Ren ist das zweitälteste Zugtier in Europa und Asien, das den Schlitten mit gleichem Gespann zog wie der Hund. Die nördlichen Völker der Alten Welt benutzten es als Zugtier und in späterer Zeit als Milch- und Reittier; für den Eskimo Kanadas blieb es nur Jagdwild, dem er folgt, um es mit Speer, Bogen und Pfeil oder mit Hilfe von Fallen oder Schlingen zu erlegen. Der Eskimo, der das Fleisch der erjagten Tiere in der Sonne dörren läßt oder in Eisgruben aufbewahrt, verwendet die Sehnen des Tieres zum Besspannen von Bogen und stellt sich aus den Därmen Stricke her, wie er überhaupt nichts von dem Tier umkommen läßt, sein Blut schätzt und sogar auch den schon halb verdauten Mageninhalt nicht verschmäht. Sein Fischereigerät besteht aus Rentierknochen. Durch Zähmen des Rentiers haben die Bewohner jener rauen Breiten in den weiten Tundren längs der Küste des

europäisch-asiatischen Eismeeers und in den endlosen Wäldern südlich dieser Zone es verstanden, auch ihre Wirtschaftsform zu heben. Aus der Zähmung und Haltung des Rentiers wiederum haben Völker wie die Tungusen gelernt, Pferde- und Rinderzucht zu betreiben, so daß sie vom Nomadenleben zur Sesshaftigkeit übergehen konnten. Die endgültige Verbesserung und Hebung der Lebensform dieser „Rentiernomaden“ ist der sowjetischen Aufbauarbeit in diesen Gebieten zuzuschreiben.

Das Ren gehört zur Familie der Hirsche, aus der sonst keine andere Art, von einigen ganz wenigen Ausnahmen dressierter Hirsche im Zirkus abgesehen, gezähmt wurde. Ihre zoologische Stellung liegt zwischen den aussterbenden Elchen und dem asiatischen Muntjakhirsch.

In früheren Zeitläuften, zur Eiszeit, war das Verbreitungsgebiet des Rentiers weitaus größer als heutzutage. Insbesondere reichte es viel weiter nach Süden. Cäsar kennt das Ren noch im Herzynischen Wald, also im deutschen Mittelgebirge, und in Böhmen. Vielleicht ist sogar der Mensch dem nach Norden zurückgehenden Ren gefolgt. Aber zwischen den fossilen und heutigen Formen des Rentiers besteht kein Unterschied. Das läßt sich vielleicht daraus erklären, daß in der Lebensweise des zahmen gegenüber der des wilden, gedungen und etwas plump wirkenden Rentiers keine große Änderung eingetreten ist, denn auch im gezähmten Zustand führt das Ren ein sehr freies Dasein. Die Lappen nützen es viel als Zugtier und gewannen von ihm zuerst keine Milch, die Tungusen verwendeten es als Reittier und wie die Sojoten im Baikalsee-Gebiet auch als Milchtier. Der Zügel, mit dem die Lappen und Samojeden das Rentier lenken, ist um das Maul geschlungen und am Geweih befestigt. Ein Rentierschlitzen kann etwa zehn Kilometer in der Stunde zurücklegen.

Alljährlich einmal versammeln die Lappen ihre gewaltigen Rentierherden zur „Rentierscheidung“, um die zugelaufenen und noch nicht gekennzeichneten sowie die verlaufenen Tiere ihren Herden und Besitzern wieder zuzuführen; ein sehr wichtiges Ereignis im Leben der Lappen! Hugo Adolf Bernatzik hat einer solchen Rentierscheidung beigewohnt und erzählt, daß es achtzehn Zeichen für die Rentiere in Lappland gibt, die jeder Wanderlappe genau kennt. Sie werden an einem Ohr oder an beiden Ohren der Tiere in Form einfacher Zacken, Einkerbungen oder Löcher eingeschnitten. Es werden Gehege abgesteckt, in die jeweils tausend bis tausendfünfhundert Rentiere getrieben werden. Die Hunde werden zurückgehalten und angepflockt. Schließlich beginnt die Herde in diesem Gehege zu kreisen, wie die Lappen behaupten, immer in derselben Richtung, und zwar in der der Sonnenbahn. Eine Art lebendes Karussell bewegt sich nun, das den Fremden zunächst ganz verwirrt macht. Die Lappen stehen mitten darin und werfen ihre Fangseile nach den Tieren, an denen sie ihre eigenen unscheinbaren Zeichen mit großer Sicherheit erkennen. Die gefesselten Tiere werden in kleine Sondergehege der einzelnen Herdenbesitzer gebracht. Bei starken Hirschen geht das oft nur nach einem harten Kampf. Alle Rentiere, die kein Merkzeichen haben, werden dem für die Dauer von sechs Jahren gewählten Ordnungsmann übergeben, der sie bei der nächsten Rentierversteigerung verkauft. Der Erlös ist gemeinsames Eigentum des Stammes zum besten alter und kranker Lappen, die keine Herde mehr halten können.

Ohne das Rentier könnte der Mensch in der Eisteppie und in der Tundra kaum bestehen. Man sieht daran, daß Ackerbau und Viehzucht nicht unbedingt miteinander verbunden sein müssen.

Den Rentieren Nordamerikas, den Karibus, stellen die Eskimos in den Wäldern Labradors und Kanadas nach, wenn die Tiere bei ihren Herbstwanderungen in ungeheuren Scharen, voran die Kühe und Kälber, zuletzt die Hirsche, immer äsend durch das Land ziehen. Die Herden kommen in der Stunde etwa einen Kilometer vorwärts. Schwimmend setzen sie über die großen Binnenseen. Da drängen sich die Eskimos in ihren kleinen Fellbooten an die schwimmenden Tiere heran und erstechen sie mit dem Speer.

Die Eskimos erzählen von den Tieren, daß sie immer magerer werden, je länger der Winter dauert. Im Winter fänden sie kein Trinkwasser mehr, sondern müßten sich mit Schnee begnügen, der noch mehr Durst mache, eine Tatsache, die jeder Polarforscher bestätigen wird. In den Zoologischen Gärten halten sich die Rentiere, wenn ihre Hauptnahrung, Moose und Flechten, in guter Mischung zur Verfügung steht. Seit der Zähmung hat die Größe des Tieres, das schon in der Eiszeit bildlich auf Knochen und an Steinwänden dargestellt wurde, ein wenig abgenommen. Die verhältnismäßig kurze Dauer der Haltung und das nahezu halb wilde Dasein des Rentieres haben noch keine Spaltung der gezähmten Tiere in einzelne Züchtungsrassen zugelassen.

Die Kamele

„Das widerspenstige Kamel wird doch beladen und hat mit seinem Trotz verscherzt des Treibers Gnaden“, sagt Friedrich Rückert 1836 in seinen orientalischen Spruchgedichten „Weisheit des Brahmanen“. Widerspenstig, störrisch ist das „Wüstenschiff“ wohl, aber sollte dies nicht erst die Folge davon sein, daß „des Treibers Gnade“ eigentlich selten auf ihm geruht hat? Muß sich der Mensch nicht vielleicht selbst zuschreiben, wenn diese Schwielensohler unter den Paarhufern nicht immer so fügsam sind, wie es der Mensch gern sehen würde?

Es gibt zwei Formen der Kamele in der Alten Welt, das Dromedar oder Einhöckerige Kamel, dessen Verbreitung von Südwestasien bis Nordafrika reicht, und das Trampeltier oder Zweihöckerige Kamel, das in Ost- und Mittelasien zu Hause ist. Beide Kamele sind heute Haustiere, und es ist der Wissenschaft noch nicht gelungen, einwandfrei festzustellen, ob die von Forschungsreisenden wie Przewalskij und Sven Hedin in der Wüste Gobi, in der Dsungarei und am Lopnor beobachteten wilden Trampeltiere wirklich Wildkamele oder wieder verwilderte Kamele sind, die sich in den früher dichter besiedelten Gebieten in ihre Wüstenwildnis zurückgefunden hatten. Daneben tauchen andere zoologische und kulturgeschichtliche Fragen auf. Ist es nicht schon merkwürdig, daß den Kamelen die Gallenblase fehlt und daß ihre Blutkörperchen oval von Gestalt sind und nicht rund wie die aller andern Säugetiere? Und wenn wir der ältesten Geschichte des Kamels nachgehen, dann ergibt sich, daß wir darüber viel weniger wissen als über die andern Haustiere.

Mit dem Pferd hat das Kamel eines gemeinsam: Seine zoologischen Urformen haben in Nordamerika gelebt und sind in erdgeschichtlich späterer Zeit, dem sogenannten Pliozän, also dem letzten Abschnitt der Tertiärformation, über die Landbrücke, die über die heutige Beringstraße die Kontinente verband, nach Asien gekommen und von dort in ost-westlicher Richtung bis nach Südosteuropa und Nordwestafrika gewandert. In Südosteuropa haben sie sich nicht halten können, weil sie ausgesprochene Wüstentiere sind. In Amerika aber sind die ersten Formen völlig ausgestorben. Es leben in Südamerika nur noch sogenannte Halbkamele, zu denen das Lama gehört, das uns noch beschäftigen wird. Die meisten Forscher nehmen heute auch an, daß Dromedar und Trampeltier keine Arteinheit darstellen, was sie mit der Tatsache der Unfruchtbarkeit der Bastarde zwischen beiden begründen. Ein weiteres Rätsel bildet der zwischen drei und fünfzehn Kilogramm schwere Fettbuckel, der ein Nahrungsreservoir für das dürftige Leben in der Wüste bedeutet. Dieser ein- oder zweifache Höcker ist nämlich bei Wildformen etwas merkwürdig; er ist auch in andern Fällen, wie beispielsweise beim indischen Zebu, durchaus eine Domestikationserscheinung.

Wenn beide Kamele verschiedenen Wildformen entstammen, und das ist wohl als ziemlich sicher anzunehmen, so müssen auch zwei Domestikationen erfolgt sein. Noch im unklaren bleibt, welche der beiden Formen zuerst gezähmt wurde; für das Dromedar als erste gezähmte Form sprechen alte ägyptische Darstellungen. Aber man weiß nicht, was weitere Ausgrabungen und Forschungen noch über das Trampeltier erbringen. Auch steht nicht fest, ob ein Zusammenhang zwischen den beiden Übernahmen des Tieres in den Hausstand besteht. Otto Antonius nimmt lediglich an, daß der Domesti-

kationsherd der Zweihöckerform weiter nördlich zu suchen sei als jener der einhöckerigen. Dabei kommt als Heimatgebiet für das Trampeltier der asiatische Wüstengürtel von der Gobi bis Iran in Betracht, für das Dromedar Arabien und Nordwestafrika.

Wenden wir uns zunächst dem Dromedar zu, das für etwa 3000 vor unserer Zeitrechnung durch bildliche Darstellung bezeugt wird. Es erreicht eine Höhe von zwei bis drei Metern. Seine hohen Beine mit den Schwielen an den Ellbogen und Knien und den andern Gelenken machen es für lange Wanderungen durch trockene und heiße Wüstengebiete und für die Rast im Steppensand recht geeignet. Wir kennen das Tier aus dem Zoo und dem Zirkus. Vielen mag es mit den storksigen Beinen, dem kurzen Kopf und den hängenden Lippen nicht gerade als ein Ideal der Schönheit erscheinen, aber wenn man sich in die Erscheinung dieses Tieres vertieft, Jungtiere beobachtet und alle in Bewegung sieht, dann werden die scheinbaren Schönheitsfehler Zeichen großer Zweckmäßigkeit.

Die Nomadenwirtschaft der Beduinen beruht heute fast vollkommen auf der Zucht von Kamelen, deren Ausdauer und Genügsamkeit sie zu den wichtigsten Reit- und Transporttieren machen. Milch und Fleisch der Kamele dienen den durch die Wüste ziehenden Stämmen als Nahrungsmittel; aus der Wolle werden Mäntel, Socken, Decken und Zeltstoffe gewebt; der Urin wird als Kosmetikum und Heilmittel verwendet, und Kameldung ist ein ausgezeichnetener Brennstoff.

Von der Genügsamkeit des Kamels wissen die Wüstenreisenden nahezu ungläubliche Geschichten zu erzählen. Die Beduinen selbst sagen, es schlafe überhaupt nie. Dürrste Wüstpflanzen und Gras sind seine Nahrung; es frißt ohne Schaden Sträucher mit fingerlangen, scharfen Dornen. Bis zu

sechs Tagen hält es ohne Wasser aus, selbst wenn es schwer arbeiten muß. Hat das Tier frische Gräser zur Verfügung, dann kann es sogar bis zu einem Monat ohne Wasser leben. Nur nachdem er sich das Kamel dienstbar gemacht hatte, vermochte der Mensch wasserlose Strecken zu durchqueren. Dabei können gute syrische Kamele bis zu dreihundertdreißig Kilogramm zwanzig Tage und mehr hindurch tragen, und legen mit dieser Last in der Stunde vier bis sechs Kilometer und mehr zurück. Berühmt sind die „Hedschin“, die arabischen Rennkamele, züchterische Hochleistungen. Sie sind eine der wertvollsten von den vielen Rassen, die der Araber unterscheidet.

Schon in alter Zeit wurde das Reitkamel auch im Kriege verwendet. Auf einem Relief in Ninive aus dem ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung sieht man ein Dromedar mit einem reitenden Bogenschützen. Der griechische Geschichtsschreiber Herodot beschreibt die Schlachtordnung des Perserkönigs Cyrus (559—529) und erwähnt dabei ausdrücklich die Kamele; der spätere Geschichtsschreiber Xenophon hebt besonders die Schnelligkeit der Kriegskamele des Königs Xerxes (485—465) hervor.

Auch für das Kamel ist eine Ehrenrettung angebracht. Das als „dumm“ verschriene Kamel ist ebenso „klug“ wie das Pferd, ja, ein Beduine wollte mir einmal einreden, das Kamel sei „gescheiter“. Eine sprichwörtliche Redensart der Araber lautet: „Geduldig wie das Kamel.“ Sie erklärt sich daraus, daß ein mißhandeltes Kamel sich nicht sofort wehrt, sondern seine Zeit abwartet. Aber ein Kamel vergißt nicht! Der Beduine behauptet: „Es brüdet Rache für den Fall, wo ihr beide allein seid. Da kann es dich beißen oder umwerfen, kann auch dann noch treten!“

Friedrich Rückert beginnt eine Parabel mit den oft zitierten

Zeilen: „Es ging ein Mann im Syrerland, führt ein Kamel am Halfterband.“ Aber das Kamel braucht kein Halfterband, es zu leiten. Es kennt die Gefahren der Wüste; es hält sich auch ohne Halfterband immer in der Karawane. Der schmerzlichste Augenblick in der Wüste ist, so erzählen Wüstenforscher, der Anblick eines kranken Kamels, das zurückbleibt und dessen Schicksal sicherer Tod ist. Solange es noch laufen kann, weiß es sich zu retten. Die Beduinen sagen, daß das Kamel sich auch trotz der Entfernung vieler Tagesreisen in jede Oase zurückfindet, in der es einmal gegrast hat. Eine beduinische Fabel erzählt vom Steppenhuhn, daß es sich einmal dem Kamel gegenüber rühmte: „Ich lege meine Eier in die Wüste, gehe viele Tage weit fort und komme zurück, um sie auszubrüten.“ Das Kamel antwortete: „Wenn meine Mutter aus einem Brunnen säuft, während ich noch in ihrem Bauch liege, so werde ich immer dereinst zurückfinden zu diesem Brunnen und aus ihm trinken!“

Das Trampeltier wirkt schon durch seine beiden Höcker massiger und plumper. Auch die dunklere Farbe des dichteren Felles läßt es viel gewichtiger und auch etwas unbeweglicher erscheinen, obwohl in der Lebensweise, in der Ausdauer und in der Unempfindlichkeit gegenüber Temperaturen zwischen beiden Kamelarten kein Unterschied besteht. Auf den mongolischen Karawanenstraßen sind die stolzen Trampeltiere die gegebenen Beförderungsmittel, wenn sie, unberührt von Kälte und Wind, von der Schwere ihrer Lasten und der Länge ihrer Wege in langsamen und langen Schritten dahinwandern. Sven Hedin erzählt: „Sie tragen den Kopf hoch; der Blick ihrer braunen Augen ist unerschütterlich ruhig, sie scheinen durch ihr ganzes Auftreten hervorheben zu wollen, daß sie und kein anderer die Herren der Wüste sind.“ Sie transportieren seit Jahrhunderten Wolle durch die Wüste

Gobi. Es sieht eigenartig aus, wenn einige hundert Kamele nach der Rast fast gleichzeitig aufstehen, um dann zu sechs oder sieben Strängen geordnet und in die Karawanenordnung gebracht zu werden. Eine solche Wollkarawane bietet ein fesselndes Schauspiel. „Ich kann“, berichtet Sven Hedin, „meine Augen nicht abwenden von den stattlichen, mächtigen und kräftig gebauten Tieren, die abgemessen und sicher ihre schwieligen Sohlen auf den mongolischen Boden setzen. Ihr Atemholen ist ebenso ruhig und beherrscht wie ihr Gang und richtet seinen Takt nach den Schritten. Wenn die Kamele dazu dumpf klingende Glocken tragen, erhöht sich die imponierende Wirkung des Marsches der Karawane. Weiße Wolken von Wasserdampf kommen aus ihren Nüstern, und sie zeichnen sich scharf gegen den dunkelnden Hintergrund ab. Gewöhnlich reiten zwei oder drei Mongolen in dunkelblauen Pelzen und mit buschigen Pelzmützen auf schönen Reitkamelen an der Spitze des Zuges.“

Auch dem Kamel gegenüber müßten wir uns eigentlich entschuldigen, weil sein Name so viel mißbraucht wird. Und Goethes Wort in den „Maximen und Reflexionen“: „Ein schäbiges Kamel trägt noch immer die Lasten vieler Esel“, genügt uns eigentlich noch längst nicht. Warum soll das starke, stolze Kamel, das unentbehrliche „Schiff der Wüste“, denn durchaus „schäbig“ sein?

Das Lama

„Vorsicht! Die Tiere spucken!“ So war es an den Käfigen im Zoo zu lesen, die die Lamas beherbergten. Wir Schuljungen hatten einen großen Respekt vor diesem Plakat und vor den wundervollen Tieren. Denn was sie uns für den Fall, daß wir sie geneckt hätten, äußerst zielsicher ins Gesicht geschleudert hätten, das wäre neben klebrigem Speichel zugleich ein Teil des recht übel riechenden Breies aus ihrem Wiederkäuermagen gewesen. Doch konnten wir uns dem reizvollen Anblick der graziilen Geschöpfe nicht entziehen, die als Haustiere zum urtümlichen Bild der rauhen Hoch-Anden Südamerikas gehören. Das Lama ist in gewissem Sinne das Kamel des südlichen Amerika und vertritt die neuweltliche Form der Kamele, wie wir bereits sahen. Es lebt in den Anden von Peru und Bolivien, also in den Gebieten des alten Inkareiches, geht in Höhen bis zu sechstausend Metern und war bereits Haustier, als die Spanier den Boden Südamerikas betraten. Aber schon die Vorfahren der Tiere waren eingewandert; sie waren aus Nordamerika gekommen. Dort gab es in der Tertiärzeit Kamelformen, die längere Hälse als die Giraffen hatten. Ein schlanker Hals ist auch immer noch geblieben. Kopf und Gang des Tieres verraten die Verwandtschaft mit dem Kamel. Der Gang ist wie beim Kamel ein Paßgang, das heißt, die Beine einer Körperseite bewegen sich in gleichem Sinne, so daß der Gang wiegend ist. Der Höcker des Kamels fehlt. Das lange Woll-Vlies ähnelt dem des Schafes, und die schlanken Beine machen das Tier für lange Märsche in steinigem Gelände geeignet.

Heute leben zwei Wildformen des Lamas, das Guanako und das wesentlich kleinere Vikunja, das nicht so weit verbreitet ist wie jenes. Es besteht kein Zweifel, daß das zahme Lama ein Nachfahre des Guanako ist. Denn noch heute lassen sich beide kreuzen, und auch die Bastarde können untereinander wieder Nachkommen zeugen. Nicht ganz so sicher ist man bei einer zweiten Form des gezähmten Lamas, dem kleineren Pako. Wahrscheinlich hat der Mensch Tiere beider Wildformen gezähmt, und Otto Antonius neigt dazu, im Pako einen reinen Nachkommen des Vikunja zu sehen. Andere Forscher leiten auch das Pako vom Guanako ab. Als Ort der Zählung darf man das alte Reich der Inka ansehen; aber wann sie geschehen ist, darüber weiß man nicht das geringste auszusagen. Es kann lange vor der geschichtlichen Zeit gewesen sein. Das, was die Zählung veranlaßte, war zweifellos die Wolle des Tieres. Aber selbst die Exkreme der Tiere waren in der busch- und baumlosen Höhe begehrt, als Brennmaterial. Daß natürlich Milch und Fleisch des Lamas und schließlich auch seine ein gutes Leder ergebende Haut gute Gründe gaben, es als Haustier zu halten, leuchtet ein. Außerdem bürdete man den Tieren Lasten auf und erkannte in ihnen vorzügliche, vollkommen sicher gehende Saumtiere. Das Lama war imstande, Erze, Gold und Silber über schwierige Pfade zu tragen. Die geldgierigen spanischen Eroberer sollen allein in den berühmten bolivianischen Silberbergwerken von Potosi rund dreihunderttausend Lamas verwendet haben, um die Erze fortzuschleppen, die die versklavten Indianer mühsam aus dem Gestein schlugen. Jedenfalls gab es schon bei Ankunft der Spanier große Herden zahmer Lamas, beider Lama-Arten übrigens, die der spanische Geschichtsschreiber Antonio de Herrera bereits 1615 gut und zutreffend beschreibt.

Im alten Inkareiche war auch — wir stellten ähnliches auch an andern Orten bei verschiedenen Haustieren fest — die kultische Bedeutung des Lamas nicht gering. Wie die Reste in den alten peruanischen Gräbern vor dem Auftreten der Spanier beweisen, wurde es als Totenopfer dargebracht.

Auf einer peruanischen Briefmarke ist ein einheimischer flötespielender Indianerhirt sitzend dargestellt, dessen Lama am Strick hinter ihm steht und in die Berge blickt. Der Indianer liebt sein Lama und behauptet, es habe so viel Verstand wie der Mensch. Zuweilen ist das Lama widerspenstig; aber der Indianer trägt ihm das nicht nach. Das Tier kennt nämlich eine Art „Sitzstreik“. Da ist dann nichts zu machen, es sei denn, man erleichtert ihm die Last. Bis zu einem Zentner kann sie wiegen. Wird sie dem Tier aber zu schwer, dann legt es sich hin, und Prügel würden es nur veranlassen, zu spucken und zu beißen und recht unangenehm um sich zu treten. In der kalten, majestätischen Welt der Berge fühlt sich das Lama zu Hause; selten wird es unter zweitausendfünfhundert Meter heruntergehen. Es heißt, daß die Zahl der Lamas allmählich abnimmt. Das mag daran liegen, daß sie heute nicht mehr so wichtig sind wie früher. Lastwagen treten an ihre Stelle. Und dann ist die Vermehrung nicht sehr stark. Das Muttertier bringt stets nur ein einziges Junges zur Welt. Während der Paarungszeit sind übrigens Hengste sehr streitbar. Sie verbeißen sich ineinander, so daß oft Felle die Spuren von Bißwunden aufweisen. Schon Charles Darwin hatte es auf seiner Südamerikareise festgestellt und geschrieben: „Ich beobachtete diese Tatsachen an den Häuten der Guanakos in Patagonien, und bei einer Gelegenheit waren mehrere so ganz von ihren Kämpfen in Anspruch genommen, daß sie ohne alle Furcht dicht bei mir vorübergelaufen kamen.“

Jeder Zoodirektor weiß, daß Lamas im Zoo zuweilen rechte Sorgenkinder sein können. Wo soll man dünne, kalte Luft hernehmen, in der sie am besten gedeihen? So hatte man ja auch einmal versucht, das Lama und das Pako, das früher vielfach Alpaca genannt wurde, in Australien einzugewöhnen. Es war vergeblich; die Tiere gingen sämtlich ein. Nicht jedes Haustier kann dem Menschen überallhin folgen, wie auch der Mensch das Tier nicht überallhin begleiten kann.

Es gibt — wir sahen es — viele ungelöste Fragen auf dem Gebiet der Haustierforschung, zoologischer, völkerkundlicher und vorgeschichtlicher Art. Sie alle zu lösen, wird kaum möglich sein; für die Lösung mancher dürfte es zu spät sein. Tiere kamen zu uns — gewiß, aber der Mensch war auch klug genug, zu ihnen zu gehen oder sie von sich aus heranzuholen, wenn er ihren Nutzen erkannt hatte. Da aber, wo er die Tiere an sich gewöhnen und bei sich aufnehmen, zuweilen sogar unter seinem Dach beherbergen konnte, entstand auch eine Art von persönlichem Verhältnis zu den vierbeinigen oder den gefiederten Geschöpfen, das die Tiere instinktiv durch Anhänglichkeit belohnten: Die Haltung von Haustieren hat den Menschen auf höhere Kulturstufen gehoben . . .

Wir lernten kennen

WIRBELTIERE, *Vertebrata*

SAUGETIERE, *Mammalia*

RAUBTIERE, *Carnivora*

Katzen, *Felidae*

Hauskatze, *Felis catus*

Aus Ägypten stammend, seit 4000 Jahren Haustier.

Hunde, *Canidae*

Haushund, *Canis familiaris*

Wahrscheinlich von Schakal, *Thos aureus*, und Wolf, *Canis lupus*, abstammend. Seit etwa 7000 Jahren Haustier.

NAGETIERE, *Rodentia*

Hasen, *Leporidae*

Hauskaninchen

Vom Wildkaninchen, *Oryctolagus cuniculus*, abstammend.

PAARZEHER, *Artiodactyla*

Nicht wiederkäuende Paarzeher, *Artiodactyla non ruminantia*

Schweine, *Suidae*

Hausschwein, *Sus domesticus*

Von verschiedenen Wildschweinarten abstammend. Wahrscheinlich seit 6000 Jahren Haustier.

Wiederkäuende Paarzeher, *Artiodactyla ruminantia*

Horntragende Wiederkäuer, *Bovidae*

Hausrind, *Bos taurus*

Vom Auerochsen, *Bos primigenius*, in Europa und Nordafrika abstammend. Seit etwa 6000 Jahren Haustier.

Gayal, *Bos frontalis*

Rind Hinterindiens.

Banteng, *Bos sondaicus*

Rind der Sundainseln.

Jak, *Bos grunniens*

Rinderart Tibets, vermutlich erstes gezähmtes Rind.

Hausziege, *Capra hircus*

Von der Bezoarziege, *Capra aegagrus*, abstammend. Seit der Altsteinzeit in der ganzen Welt als Haustier.

Hauschaf, *Ovis aries*

Von eurasiatischen Wildschafen abstammend. Seit 6000 Jahren Haustier.

Geweihtragende Wiederkäuer, *Cervidae*

Ren, *Rangifer tarandus*

Halbwildes Haustier in Nordeuropa, Nordasien und Grönland.

Schwielensohlige Wiederkäuer, *Camelidae*

Dromedar oder Einhöckeriges Kamel,

Camelus dromedarius

Heute nur Haustier in Südwestasien bis Nordafrika.

Trampeltier oder Zweihöckeriges Kamel,

Camelus bactrianus

Besonders in Ost- und Mittelasien Haustier.

Lama, *Lama glama*

Vom noch wild lebenden Guanako, *Lama huanachus*, in den Hochgebirgen Perus und Boliviens abstammend. Seit uralten Zeiten Haustier.

Pako, *Lama pacos*

Abstammung noch nicht sicher geklärt.

UNPAARZEHER, *Perissodactyla*

Pferdeartige, *Equidae*

Pferd, *Equus caballus*

Als Haustier zuerst vor rund 4000 Jahren in Asien.

Hausesel, *Asinus domesticus*

Aus Afrika und Arabien stammend. Seit dem Mittelalter in Europa als Haustier.

Maultier, *Equus mulus*

Bastard (Mischling) von Eselhengst und Pferdestute.

Maulesel, *Equus hinnus*

Bastard von Pferdehengst und Eselstute.

VÜGEL, *Aves*

HÜHNERVÜGEL, *Gallinacei*

Fasanvögel, *Phasianidae*

Haushuhn, *Gallus domesticus*

Wahrscheinlich vom Bankivahuhn, *Gallus gallus*, Ostindiens abstammend. Seit 1500 v. u. Z. dort Haustier.

Truthuhn, *Meleagris gallopavo*

Vom mexikanischen Truthuhn abstammend. Bei den Azteken zur Zeit der Entdeckung Amerikas bereits Haustier.

ENTENVÜGEL, *Lamellirostres*

Hausente, *Anas domestica*

Von der Stockente, *Anas platyrhynchos*, abstammend. Vermutlich zuerst in Ostasien Haustier.

Hausgans, *Anser domesticus*

Von der Graugans, *Anser anser*, Nord- und Mitteleuropas abstammend. Seit dem Altertum Haustier.

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“

- BAND 1 Hans Lorenz Lenzen, „Anmutiges Vogelbüchlein für Kinder und Lerneifrige“
- BAND 2 Heinz Geiler, „Fische in Bach und Teich“
- BAND 3 Ludwig Hinterthür, „Hallimasch und Butterpilz“
- BAND 4 Herbert Schönebaum, „Aber der Wagen rollt“
- BAND 5 Heinrich Dathe, „Kleines Käferbüchlein“
- BAND 6 Rudolf Haupt, „Von Schlangen, Echsen und Lurchen“
- BAND 7 Conrad Vollmer, „Am Tümpel vor der Stadt“
- BAND 8 Ludwig Hinterthür, „Herbstliches Tischleindeckdich“
- BAND 9 Jean Henri Fabre, „Von Heuschrecken, Grillen und Gottesanbeterinnen“
- BAND 10 Conrad Vollmer, „Die großen Schwingen“
- BAND 11 Heinz Geiler, „Buntes Schmetterlingsbüchlein“
- BAND 12 Conrad Vollmer, „Buntes Gefieder an Bach und See“
- BAND 13 Jan Zabinski, „Die seltsame Wiege“
- BAND 14 Karl-Heinz Roszak, „Kräuterbüchlein“
- BAND 15 Gerhard Schmidt, „Wunderwelt der Steine“
- BAND 16 Margot Abt, „Wasser, nichts als Wasser“
- BAND 17 Conrad Vollmer, „Kleine Welt am Meeresstrand“
- BAND 18 W. J. Gromow, „Was vor Millionen Jahren auf der Erde war“
- BAND 19 B. Ljapunow, „Geschichten von der Atmosphäre“
- BAND 20 Dietmar Riedel, „Silberne Ernte“
- BAND 21 Robert Gerber, „Gefiederte Sänger“, erster Teil
- BAND 22 Robert Gerber, „Gefiederte Sänger“, zweiter Teil
- BAND 23 Suse Vogel, „Bringt alle Instrumente mit“
- BAND 24 Alfred Lehmann, „Tiere kamen zu uns“
- BAND 25 Helmut Stapf, „Erz wird Stahl“
- BAND 26 Conrad Vollmer, „Flinke und heimliche Gesellen“
- BAND 27 Herbert Schönebaum, „Anker auf“
- BAND 28 Friedrich Lieber, „Aus der Werkstatt der Kunst“
- BAND 29 Helmut Stapf, „Baumeister Kalk“
- BAND 30 Robert Gerber, „Fledermäuse, Eulen und andere Nachtgeister“

Die Reihe wird fortgesetzt

